Israelitische Wochenschrift

Nr. 42. Berlin, 14. Oktober 1904. Jahrgang XIII

Jüdische Gemeinde

Gottesdienst.

Freitag, den 14. Oktober, abends 5½ Uhr.

Samstag, den 15. Oktober, in der alten Synagoge mrgs. 8½ Uhr, in den anderen Synagogen mrgs. 9 Uhr.

Predigten: Alte Synagoge, vorm. 9½ Herr Rabbiner Dr. Eschelbacher. Synagoge Lützowstr., vorm. 10 Uhr, Herr Rabbiner Dr. Blumenthal.

Jugendgottesdienst Neue Synagoge, nachm. 4 Uhr, Herr Rabb. Dr. Stier.

Abendgottesdienst 5 Uhr 55 Min.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte, Kaiserstr.- und Rykestr.-Synagoge morgens 7 Uhr, in den anderen Synagogen morgens 7½ Uhr. Abends in allen Synagogen 5 Uhr.

Sonntag, den 16. Oktober, Synagoge Lützowstraße, vorm. 10 Uhr, **Einsegnung der Konfirmandinnen durch Herrn Rabbiner Dr. Weiße.**

Israelitische Wochenschrift

Zeitschrift für die Gesamtinteressen des Judentums.

Nebst dem Beiblatt: Jüdisches Litteraturblatt.

Verantw. Redakt.: M. A. Klausner, Berlin W., Tauenzienstr. 19a. Telephon: Amt IX, Nr. 5567.

Verlag: Arthur Scholem Berlin C., Roßstraße 3. Telephon: Amt I, Nr. 5729. Post-Zeitungsliste Nr. 3934.

Bezugspreis vierteljährlich: Deutschland u. Oesterreich-Ungarn 3,00 Mk alle anderen Länder 3,50 Mk.

Nr. 42. Berlin, 14. Oktober 1904. Jahrgang XIII.

Erscheint an jedem Freitag, das jüdische Litteraturblatt monatlich zweimal. Zu beziehen durch die Post oder unsere Expedition: Berlin C. 19, Roß-Straße 3.

Anzeigen für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum 30 Pf. Bei Wiederholungen Preisermäßigung. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen entgegen.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen erbitte ich an die Adresse: Berlin W., Tauenzienstr. 19a. M. A. Klausner.

Die heutige Nummer enthält das Jüdische Litteraturblatt Nr. 19.

Inhalt.

Ein Geschichtsprofessor.

Von **M. A. Klausner.**

Am Mittwoch voriger Woche hat Herr Professor Philippson in der ordentlichen Versammlung des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens einen Vortrag gehalten. Als Thema war angegeben: „Das Judentum und der Staat".

Wenn ein Geschichtsprofessor ein so eminent geschichtliches Thema behandelt, so muß dabei etwas herauskommen.

Es kam auch etwas heraus: eine erstaunliche Blamage.

Ein Geschichtsprofessor kann in die Lage kommen, seine Quellenschriften sich übersetzen lassen zu müssen, weil er die Sprache nicht beherrscht, in der sie geschrieben sind. Das ist kein sehr erquicklicher Zustand, denn er ist der Quellenbeurteilung hinderlich; aber es läßt sich damit leben, sogar für einen Geschichtsprofessor. Wenn jedoch der Geschichtsprofessor seine Quellen nicht bloß nicht in der Ursprache lesen kann, wenn er die Quellenschriften selbst sich erst reichen lassen muß — so spielt er eine traurige Rolle.

In dieser hat sich Herr Professor Philippson gezeigt. Er sprach nach, was er nicht verstand; er gab Quellen an, die er nicht kannte; er sagte hebräische Worte, die er nicht einmal richtig auszusprechen wußte; er debitierte Behauptungen, die ihm irgendwer, der sich einen Spaß mit ihm machen wollte, eingeblasen hatte.

Er fing grundgelehrt und tief an. Daß das jüdische Volk in der Urzeit sich entwickelt habe aus Bet (Haus) — der Herr Professor meinte: Bajit — Mischpacha (Familie), Schewet (Stamm). Die kritische Veranlagung und Bedeutung des Herrn Professors trat gleich hier zutage in der Bemerkung: Die Stammeszugehörigkeit beruhte auf gemeinsamer Abstammung oder „ihrer Einbildung." — Furchtbar fein, nicht wahr? Und besonders schwierig und neu, und namentlich wichtig!

Herr Professor Philippson erzählte sodann von der freiheitlichen Verfassung des Judenstaats. Alle Aemter seien durch Volkswahl besetzt worden. Hier gab der Herr Professor keine Quelle an. — Unbegrenzte Redefreiheit habe geherrscht. Beweis: die Propheten, die den Königen und Königinnen ungeschminkte und zuweilen recht wenig erbauliche Wahrheiten gesagt. — Daß die Propheten das mit Gefahr ihres Lebens getan, und daß eben in der Verachtung solcher Gefahr ihr Mut sich bekundete und ihre göttliche Sendung sich bezeugte, fiel dem Herrn Professor gerade nicht ein. — Auch Versammlungs- und Vereinsfreiheit habe es in jenen fernen Tagen gegeben, wie aus dem Vorhandensein von Prophetenschulen hervorgehe. So demokratisch-freiheitlich wie der alte Judenstaat sei außer der Schweiz und Norwegen noch kein moderner Staat eingerichtet. Selbst in Amerika sei die Gleichheit nicht so vollkommen durchgeführt, da dort die millionenreichen Nachkommen der ersten Einwanderer eine Aristokratie bildeten.

Für einen Bezirksvereinsvortrag war das angemessene Weisheit; doch aus dem Mund eines Geschichtsprofessors sind solche Aeußerungen gar zu bezirksvereinlich. Gerade in dem Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens

dessen Vorstand so eifrig bemüht ist, die Verkümmerung des rituellen Schächtens zu verhüten, macht sich das Lob der Schweiz recht eigentümlich, die zuerst unter allen Staaten durch Volksabstimmung das rituelle Schächten verboten hat. Auch der Lobgesang auf Norwegen klingt hier seltsam, da es gar so lange nicht her ist, daß an der Spitze der norwegischen Verfassung der Satz stand: „Juden und Jesuiten dürfen hier nicht sein". Die Vorstellung aber, daß demokratische Verfassung den Ahnenstolz und Ansehensvererbung ausschließe, sollte man bei einem Geschichtsprofessor für unmöglich halten.

Daß die Juden ihre Beamten und Richter selbst gewählt hätten, durch allgemeine und gleiche Wahl gewählt hätten, ist Philippsonsche Phantasie. Zu Moses Zeiten wurden die Beamten von Mose eingesetzt — wie es später geschah, dafür gibt es kein bestimmtes Zeugnis. Die Könige sind jedenfalls keine konstitutionellen, sondern absolute Herrscher gewesen. Polizeigesetze so umfassender Art wie heute hat es vor Jahrtausenden freilich nicht gegeben. Die Verhältnisse waren eben weniger kompliziert.

Weshalb der Herr Geschichtsprofessor die jüdische Geschichte so tendenziös färbte, ist nicht recht einzusehen. Die jüdische Geschichte bedarf keiner tendenziösen Entstellung, nicht einmal für einen Bezirksverein. Sie ist belehrend und erhebend und erschütternd gerade in ihrer Wahrhaftigkeit. Das braucht freilich Herr Philippson nicht zu wissen, denn er kennt die jüdische Geschichte nicht. Darum sollte er sie lieber nicht vortragen wollen. Er kann doch nur einen Ersatz seiner eigenen Faktur geben, und der ist gar nicht belehrend und noch weniger erhebend.

Herr Professor Philippson hat ebenso seine Phantasie walten lassen, als er von der jüdischen Gesetzgebung sprach. So lange er Schönfärberei walten ließ, mochte ihm die gute Absicht die Zuerkennung mildernder Umstände gewinnen. Aber ein Geschichtsprofessor soll überhaupt keine Absichten haben, als die auf Ergründung und Mitteilung der Wahrheit gerichtet sind. Seine Gewährsmänner und Einbläser haben Herrn Philippson irregeführt. Das soll ihm zugut gehalten werden. Er hat aber nicht einmal seine Einbläser richtig verstanden und seinen eigenen Sinn den Gesetzen Moses untergelegt. — Das ist unerlaubt und beinahe lästerlich; das fordert Widerspruch und öffentliche Korrektur heraus.

Der Vortragende pries die Milde des jüdischen Gesetzes gegenüber der gesetzgeberischen Strenge in späterer christlicher Zeit. In Moses Gesetzen waren vier Straftaten mit Tod bedroht, der Code Napoléon kennt noch fünfzehn todeswürdige Verbrechen.

Diese Behauptung ist in ihrem ersten Teil wahrheitswidrig.

Das mosaische Gesetz kennt vier verschiedene Arten der Todesstrafe; darunter Verbrennen und Steinigen.

Es ist nicht richtig, daß jede Art der Todesstrafe nur auf je ein Verbrechen gesetzt war. Die Aufzählung des Herrn Professor Philippson war lückenhaft: er vergaß die Todesstrafe die der ehrlos gewordenen Priestertochter harrte; er vergaß, daß auf Sabbatverletzung Todesstrafe stand.

Trotzdem ist Moses Gesetz milder als irgend ein späteres. Das kann man mit Wahrheit beweisen. Man braucht nicht zu Verschweigungen und Beschönigungen seine Zuflucht zu nehmen. Wer das tut, beweist nur seine Unkenntnis und den eigenen unhistorischen Sinn.

Herr Professor Philippson erzählte ferner, daß die mosaische Gesetzgebung die Sklaverei rechtlich und tatsächlich zu einer kurzfristigen Mietlingschaft herabgemildert habe. Es habe keine lebenslängliche Sklaverei gegeben, sondern nur sechsjährigen Dienst, der die Menschenwürde nicht beeinträchtigte.

Das ist eine kleine Verwechslung. Der Einbläser hatte gesagt, daß es im jüdischen Reich keine jüdischen Sklaven auf Lebenszeit gab, daß der jüdische Sklave nach Ablauf des sechsten Dienstjahrs die Freiheit erlangte und zum freiwilligen ferneren Freiheitsverzicht nur unter Erschwernissen zugelassen wurde. Der Herr Professor hat allgemein von den Sklaven überhaupt genommen, was nur vom jüdischen Sklaven zutrifft. So lobte er denn ins Blaue hinein und vergaß das Rühmliche — weil er die Wahrheit nicht kannte.

Mit der gleichen profunden Unwissenheit behandelte er die Einrichtungen des Erlaß- und des Jobel-Jahrs. In dem Erlaßjahr sah er nur eine staatssoziale Armen-Fürsorge. Eine agrarische Einrichtung war das Erlaßjahr, soweit es die Felderruhe einführte. Wer gleichwohl im Sabbatjahr sein Feld bestellte, dem sollte die Frucht nicht gehören — den Armen war sie zugesprochen. Das Erlaßjahr brachte auch nicht, wie Professor Philippson meinte, einen allgemeinen Schulderlaß, sondern eine allgemeine Schuldverjährung. Jenes wäre die Anordnung einer kindlichen Volkswirtschaft gewesen — dieses war eine weise Anordnung, die Nachahmung bis auf den heutigen Tag gefunden hat. Herrn Professor Philippson hat das Kindliche unwiderstehlich gereizt.

Herr Professor Philippson sprach vom Jobeljahr als von einer Einrichtung, die den verkauften Grundbesitz dem vorigen Eigner kostenlos wieder überantwortete. Das Recht stand hier auf seiten des wirtschaftlich Schwächeren. Wer ein Grundstück verkauft hatte, konnte es jederzeit zu demselben Preis wieder zurückfordern. Solche Rückkaufsforderung war sogar im Interesse der Erben des Verkäufers zulässig.

Das ist wirklich jüdisches Recht gewesen. Herr Philippson hat es richtig angeführt, aber er hat es nicht verstanden. Der Grundbesitz war eben keines einzelnen freier und unbedingter Besitz. Der Stamm in seiner Gesamtheit blieb Ober-Eigentümer. In jedem fünfzigsten Jahr kehrte der Boden zum Ober-Eigentümer zurück, der den einzelnen Stammesgenossen wieder in den fünfzigjährigen Nießbrauch einsetzte. Grund und Boden konnte man also garnicht kaufen, sondern nur pachten, und die Pachtzeit war eine für alle Pächter des Landes gleichmäßig — durch das Jobeljahr — umgrenzte. Aehnliche Einrichtungen bestehen in England. Daß der Rückkauf zu unverändertem Preis zulässig war, entsprach der Billigkeit und war dem Pächter gegenüber keine Härte. Ganz und gar nicht. Wer ein Gut um 1000 Schekel unmittelbar nach dem Jobeljahr erstanden, d. h. auf 49 Jahre gepachtet hatte, gab es ein Jahr darauf ohne Schaden um 1000 Schekel zurück, denn er hatte den Ertrag des Gutes als Schadloshaltung genossen. Für Ameliorierungen wurden damals keine Aufwendungen gemacht. Nach zehn Jahren hätte der Pächter gewiß gern 1000 Schekel zurückgenommen, und nach dreißig Jahren hätte man sie ihm unter normalen Verhältnissen gewiß nicht geboten. Hätte Professor Philippson von Nationalökonomie eine leise Vorstellung, so würde er aus der von ihm angeführten Bestimmung vielleicht geschlossen haben, daß im jüdischen Agrarstaat der landesübliche Zinsfuß zwei Prozent nur um ein weniges überstieg. Das Zinsverbot galt nicht für Darlehn zu Geschäftszwecken. So unvernünftig war das mosaische Gesetz nicht — nur Herr Philippson war so naiv, dem Gesetz solche Auslegung zu geben. Die Rückkaufsmöglichkeit zum Verkaufspreis war eine sehr weise Bestimmung, die den Bodenwucher, diese Geißel der modernen Menschheit, hinderte. Diese Weisheit zu erkennen, war Herrn Philippson nicht gegeben.

Es ist blamabel und betrüblich zugleich, daß ein Mann, der nach seinem Beruf zu den Gebildeten zu rechnen ist, sich herausnehmen darf, vor Juden über jüdische Dinge mit dem Anspruch der Belehrung zu reden, während er von diesen jüdischen Dingen nichts versteht.

Die Laien hören es und werden irre.

Die Kundigen hören es und schweigen.

Ich will nicht schweigen, denn ich will kein Mitschuldiger sein.

Es ist eine Anmaßlichkeit, wenn Herr Professor Philippson über diese jüdischen Dinge spricht.

Zum Schluß erzählte Herr Professor Philippson, daß der Verband der deutschen Juden demnächst sich zeigen und betätigen werde, und daß der Verband der deutschen Juden als „die offizielle Vertretung der deutschen Judenheit" anzusprechen sei.

Vor wenigen Wochen hat derselbe Herr Professor Philippson drucken lassen und verbreitet, daß „der Deutsch-Israelitische Gemeindebund der berufene Vertreter der deutsche Judenheit ist."

Wann hat nun die Wahrheit Schiffbruch gelitten?

Beide Male.

Herr Philippson spricht „bald so — bald so — wie's trefft."

Häufiger Irrtum.

In der Eröffnungssitzung des Internationalen Kongresses gegen die unsittliche Literatur war der Brief eines Dr. Lautensack aus Montreux zur Verlesung gekommen, in dem von „inferioren jüdischen Elementen" die Rede war. Herr Rabbiner Dr. Frank, der der Eröffnung nicht hatte beiwohnen können, nahm anderen Tages Gelegenheit, zu folgender Erklärung:

„Gestatten Sie mir, hier öffentlich und vor aller Welt zu erklären, daß nicht allein ich und meine Amtskollegen, sondern — ich rede hier im Namen des gesamten Judentums — daß wir alle Schulter an Schulter stehen mit denen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, gegen die Verbreitung unsittlicher Literatur zu kämpfen. Von allen orientalischen Völkern werden wir noch heute die Nation der Schrift genannt, und wir wissen es zu schätzen, welchen Nutzen die Schrift, das geschriebene Wort bringen kann, und auch, welche Wirkung das geschriebene Wort hervorzurufen imstande ist. Die heilige Schrift bringt uns unzählige Gesetze gegen die Unsittlichkeit. Wenn eine Tochter eines Priesters sich vergangen hatte, wurde sie vor der Tür des elterlichen Hauses gesteinigt. Wenn ich nun unsere Sympathie für die große Sache, die hier beraten wird, ausgedrückt habe, dann werden Sie es auch erklärlich finden, daß ich meine Betrübnis ausspreche über den Satz, der in einem gestern veröffentlichent Schriftstück enthalten ist. Es handelt sich um eine Auslassung des Dr. jur. Lautensack aus Montreux, in der es heißt: Soviel dürfte feststehen, daß die Dekadenz in Deutschland vielfach auf Einwirkungen von außen zurückzuführen ist — von Westen und von Osten; und zwar besonders von Osten und das unter Miteinwirkung inferiorer jüdischer Elemente." Das hat meine Glaubensgenossen überaus unangenehm berührt. Was soll dieses Betonen jüdischer Elemente? Bedenken wir doch: extra et intra muros, gesündigt wird bei allen Nationen und in allen Staaten. Da muß ich ganz besonders im Namen meiner Konfession gegen jenes Verwahrung einlegen. Ich will nicht bestreiten, daß es verlumpte jüdische Journalisten gibt, aber sie sind in verschwindender Zahl. Ich führe für uns als Zeugnis an, daß unser Stamm gegen Unsittlichkeit immer vorgegangen ist, ich führe als weiteres Zeugnis unser sittliches Familienleben an. Unsere Feinde mögen uns vorwerfen, was sie wollen, unser Familienleben können sie nicht antasten. (Sehr richtig!) Gestern morgen wurde hier ganz richtig gesagt: „Der ganze Schwerpunkt der Bestrebungen liegt in der Ehe." Gehen Sie in unsere Synagogen; da sind die Geschlechter getrennt, damit nur nicht an geweihter Stätte ein unreiner Gedanke auftaucht. Als im Jahr 1895 im großen Gürzenichsaal in einer großen Versammlung der Kölner Bürgerschaft das Wirken im Verein für entlassene Gefangene beraten wurde, da waren die Vertreter der drei Konfessionen anwesend, Weibischof Dr. Schmitz, Pastor Koblinski und ich. Wir standen auf interkonfessionellem Boden. Damals sagte ich: Mögen wir auch draußen verschiedene Wege gehen, der Himmel gleicht der Stadt mit hundert Toren, und wir wollen das Wort unseres großen Strategen stets hochhalten: Getrennt marschieren und vereint schlagen." (Zustimmung.)

Der Vorsitzende, Pfarrer Weber, dankte Dr. Frank für seine Worte und bemerkte, er müsse zur Verteidigung Dr. Lautensacks sagen, daß dieser wohl gemeint habe, es gebe in allen Konfessionen inferiore Elemente. Das sei auch die allgemeine Auffassung gewesen.

Am Schluß der Tagung machte ein Redner aus Karlsruhe die Bemerkung, das man nur durch das Christentum etwas erreichen könne. Darauf erwiderte nach dem Bericht der „Kölnischen Zeitung" Herr Rabbiner Dr. Frank:

„Der Redner aus Karlsruhe hat gesagt, alles kann nur wirken durch das Christentum. Unser Bestreben hat schon gestern von leitender Stelle aus den Namen interkonfessionell erhalten. Wir alle wollen das Gift zerstören, das unser Volk zerstört. Sie werden mir deshalb nicht verübeln, daß ich meinen Standpunkt wahren muß, und ich möchte für das Wort Christentum hier gesagt wissen, daß unser ganzes Streben hier durch Religion ein sicheres Ziel erreichen wird. Religion ist ein gemeinsames Band, und die Grundsäulen der Religion sind Wahrheit, Recht und Friede."

Es ist sehr erfreulich, daß Herr Rabbiner Dr. Frank so schlagfertig dem wiederholten Irrtum entgegengetreten ist, der von Christentum da spricht, wo nur von Religion die Rede sein kann. Solcher Irrtum kommt sehr häufig vor, auch an noch ganz anderen Stellen, und die Wirkung kann nicht anders als übel sein. Auf sittlichem Gebiet bestreitet das Christentum seine Leistungen einzig aus den überlieferten Schatz des Judentums. Es ist schon nicht schön, der Quelle nicht zu gedenken — sie zu verleugnen und dadurch zu verunglimpfen ist noch sehr milde als grober Unfug zu bezeichnen.

Herr Dr. Frank ist übrigens von dem internationalen Kongreß in die „internationale Kommission zur Bearbeitung einer Denkschrift für die diplomatische Konferenz in Bern" gewählt worden; ein Beweis, daß der Kongreß die Franksche Ansicht billigt.

Haim Guedalla.

London, 7. Oktober.

Am Dienstag ist hier auf dem Mile End-Friedhof ein Mann zu Grabe getragen worden, den die jetzige Generation kaum noch gekannt hat, der aber seinerzeit einer der besten in Israel gewesen und außerordentlich viel für seine Glaubensbrüder geleistet hat. Haim Guedalla ist beinahe 90 Jahre alt geworden. Sein Vater, Judah Guedalla, war schon in jungen Jahren nach London gekommen, aus Marokko, wo seine Vorfahren seit der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Ferdinand dem Katholischen ansässig gewesen waren. Haim Guedalla hatte eine vorzügliche Erziehung erhalten und war ein ausge-

zeichneter Linguist. Die hebräische Sprache und die talmudische Literatur beherrschte er wie ein Gelehrter von Beruf und viele Jahre lang hat er verschiedenen hebräischen und jüdischen Zeitschriften interessante wissenschaftliche Beiträge geliefert. In „Jewish Chronicle" veröffentlichte er einst eine Uebersetzung der talmudischen Verordnungen über den Wucher, „um den Bekennern anderer Konfessionen zu beweisen, wie streng die Strafen gegen solche Geldbarleiher waren, die unberechtigt hohe Zinsen nahmen". Im Jahr 1871 regte Guedalla die Begründung eines jüdischen Literaturvereins in London an, der die Uebersetzung der Professor Zunzschen „Gottesdienstlichen Vorträge" und der „Synagogalen Poesie des Mittelalters" desselben Autors veranlassen sollte. Er trat zu diesem Zweck mit Professor Zunz in Briefwechsel und erlangte auch die Einwilligung zur Uebersetzung der genannten Werke. Aber auch in praktischer Richtung konnte Haim Guedalla seine Kenntnisse der hebräischen Sprache verwerten. Wie schon sein Vater interessierte er selbst sich in seltenem Eifer für die Juden in Palästina, und dieses Interesse konnte sich noch intensiver betätigen, als er 1840 eine Nichte von Moses Montefiore, Miß Jemima Sebag, als Gattin heimführte. Mit dieser begleitete er 1855 Sir Moses und Lady Montefiore auf ihrer dritten Reise nach Palästina, und von dieser Zeit bis zu den nicht weit zurückliegenden Tagen, da die Beschwerden des Alters alle Tätigkeit untersagte, hat Haim Guedalla ununterbrochen für seine Glaubensbrüder im heiligen Land gewirkt. Viele Jahre lang hatte er die Gelder zu verwalten, die die Mitglieder der Londoner spanisch-portugiesischen Gemeinde regelmäßig für die armen Juden in Palästina sammelten. Nach dem Ableben des Sir Moses Montefiore wurde der Ehrentitel „Nasi", der diesem von dem Chacham Baschi und einem Konklave von Jerusalemer Rabbinern beigelegt worden, auf dessen Neffen Haim Guedalla übertragen; denselben Titel erhielten Sir Joseph Sebag Montefiore, Lord Rothschild und der verstorbene Dr. Adler. Als 1863 Sir Moses mit seinem Neffen auf dem Weg nach Marokko durch Spanien reiste, machten die Herren in Madrid die Bekanntschaft hervorragender Staatsmänner, darunter des Premierministers General Prim. Diese Bekanntschaft hatte eine sehr große Bedeutung, denn im Jahr 1869 erlangte Haim Guedalla vom Marschall Prim die Erlaubnis zur Rückkehr seiner Glaubensgenossen nach Spanien, das ihnen seit vierhundert Jahren verschlossen gewesen war. Diese einfache Erlaubnis genügte ihm jedoch nicht. Als 1876 in den Kortes die spanische Konstitution beraten wurde, überreichte der Vorstand der Madrider jüdischen Gemeinde Alphons XII. ein Memorandum, in dem der König gebeten wurde, den Juden ausdrücklich freie Relionsübung zuzusichern, da der § 11 der Verfassung leicht zu Ungunsten der Juden ausgelegt werden könnte. Dieser Schritt war ohne Erfolg, der § 11 blieb unverändert. Im Juli 1881 richtete Haim Guedalla an den derzeitigen spanischen Ministerpräsidenten Don Sagasta ein Schreiben, in dem er ihn auf die mögliche den Juden ungünstige Auslegung des § 11 aufmerksam machte und ihn um ausdrückliche Genehmigung für die Juden ersuchte, in den spanischen Städten Synagogen zu bauen und Grundstücke für Friedhöfe zu erwerben. Don Sagasta betonte in seinem Antwortschreiben, daß der Artikel 11 der spanischen Konstitution allerdings die römisch-katholische Religion als Staatsreligion vorschreibt, daß aber derselbe Artikel feststellt, es solle auf spanischem Gebiet niemand wegen seiner religiösen Ueberzeugung oder wegen Ausübung seines entsprechenden Gottesdienstes belästigt werden. Das schließe den Besitz eines eigenen Gotteshauses oder eigenen Friedhofs nicht aus und gelte in gleicher Weise für Juden und Protestanten. Andere Garantien könne die Regierung nicht geben, die Juden dürften ganz unbesorgt sein. Einige Monate später teilte Don Sagasta Herrn Guedalla mit, daß für die Juden in Spanien genau dieselben Naturalisierungs-Vorschriften gelten würden wie für sonstige Ausländer. Als sich späterhin in Spanien der „Cercle Israélite Espagnol" bildete, wurde Haim Guedalla in Anerkennung seiner Verdienste um die Juden Spaniens zum Ehrenpräsidenten gewählt. In der spanisch-portugiesischen Gemeinde ist der Verstorbene in den verschiedensten Ehrenämtern tätig gewesen und hat seit 61 Jahren den „Aeltesten", dem Vorstand, angehört. Der Senior-Aelteste ist er seit dem Tod von Jacob Montefiore gewesen. Für wohltätige Zwecke hatte er immer eine offene Hand, auf Wohltätigkeitsfesten war er von verschwenderischer Freigebigkeit. Er hat vielen wissenschaftlichen und philanthropischen Vereinen angehört und hat in öffentlichen Versammlungen gern und mit großer Gewandtheit gesprochen. Sein Andenken wird überall ein gesegnetes sein.

Sir Harry Johnston über das Ostafrika-Projekt.

Der Sekretär der englischen zionistischen Vereinigung, Herr L. J. Greenberg, hat sich an Sir Harry Johnston, den ehemaligen Gouverneur des für eine eventuelle zionistische Niederlassung in Betracht kommenden Gebiets in Ostafrika, mit dem Ersuchen gewendet, ihm in Hinblick auf die demnächst nach Ostafrika zu entsendende Forschungsexpedition seine Ansicht über die projektierte Ansiedlung in einem zur Veröffentlichung bestimmten Schreiben darzulegen, und hat darauf folgende Antwort erhalten:

Geehrter Herr Greenberg! In Beantwortung Ihres Briefes vom 26. September habe ich Ihnen mitzuteilen, daß ich die Frage einer jüdischen Kolonie in Britisch-Ostafrika mit Berücksichtigung Ihrer letzten Information sorgfältig in Betracht gezogen habe, und daß ich bereit bin, Ihrem Wunsch zu entsprechen und Ihnen in folgendem meine persönliche Meinung darzulegen. Zunächst ist das Gebiet näher zu betrachten, das die britische Regierung zu einer jüdischen Kolonie vorgeschlagen hatte. Das von Ihnen auf der Karte bezeichnete Stück Land verlangt einige unbedeutende Veränderungen, ehe ich mich dazu verstehen könnte, es als absolut für den Zweck passend anzusehen. Wenn das jüdische Komitee mit den von mir durch einen roten Strich auf der Karte bezeichneten Aenderungen einverstanden ist, und wenn diese Grenzänderung von der Regierung zugestanden wird, so darf ich wohl behaupten, daß auf allen Gebieten Ostafrikas und Ugandas keine bessere Wahl getroffen werden könnte. Als im vorigen Jahr das Projekt zuerst erwogen wurde, nahm man an, daß die britische Regierung dem zionistischen Komitee ein beträchtliches Landgebiet im sogenannten Tanaland oder weiter nördlich im Galaland zur Verfügung gestellt habe. Natürlich war diese Geschichte nicht korrekt, aber trotzdem hatte ich es für nötig gehalten, dieses Anerbieten als ein ironisches zu bezeichnen. Man hätte dort den Juden aus Osteuropa einen Landstrich gegeben, der entweder sehr heiß und ungesund oder ganz ohne Wasser und von wilden Eingeborenen bedroht gewesen wäre. Das hätte natürlich ein Zugreifen von seiten der Juden nicht gelohnt. Dann wurde uns gesagt, diese Annahme wäre unrichtig; das zu wählende Land sollte entweder in der Umgegend von Kikuju an der Uganda-Eisenbahn oder auf dem Nandi-Plateau liegen. Gegen diese Pläne hatte ich wiederum einzuwenden,

No. 19. — 1904. Jüdisches Jahrg. XXVII.

Litteratur-Blatt.

Zur Beleuchtung aller Judentum und Juden betreffenden litterarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Ethnographie, Theologie, Orientalia, Exegese, Homiletik, Liturgik und Pädagogik.

Begründet von Rabbiner Dr. **M. Rahmer.**

Verantwortlicher Redakteur:
Rabb. Dr. **L. A. Rosenthal** in Preußisch Stargard.

Verlag und Expedition:
Arthur Scholem, Berlin C., Roß-Straße 3.

Bücher der einschlägigen Litteratur, deren Besprechung in diesem Blatte gewünscht wird, sowie Briefe und Manuskripte sind an die Redaktion, Inserate u. Beilagen an die Expedition franco einzusenden.

Rahmer's „Jüdisches Litteratur-Blatt" erscheint **monatlich** zwei Mal und kostet bei allen Buchhandlungen (oder bei direktem Bezuge durch Arthur Scholem, Berlin, Roßstr. 3) vierteljährlich **eine** Mark. — Die Abonnenten der in demselben Verlage erscheinenden **„Israelitischen Wochenschrift"**, welche bei allen Postanstalten und Buchhandlungen vierteljährlich **3.**— **M.** kostet, erhalten das „Jüdische Litteratur-Blatt" als **Gratis**-Beilage. — **Inserate** werden mit **20 Pfg.** die viergespaltene Zeile berechnet und sind an die Expedition in Berlin zu senden.

Wissenschaftliche Arbeiten.

Prophetie und Psychologie.

Dr. Kurtz. Zur Psychologie der vorexilischen Prophetie in Israel. Feigenspahn, Pössneck i. T. 102 S. 2 Mk.

Die heutige Betrachtung der Propheten schließt das Uebernatürliche völlig als Begründungsmittel aus, indem sie es nur als innere Erfahrung behandelt und somit zu einem Gegenstand der Forschung macht. Die Frage lautet da nicht: Wie ging es vor sich? sondern: Wie drang es in das Gefühlsleben des Propheten ein und wie kam es ihm zum Bewußtsein? Man legt zu diesem Zweck die biblischen Quellen dem Verfahren zu Grunde, indem man sie auf ihre Echtheit prüft; das dem Verfasser gehörige oder als ihm gehörig angenommene Gut wird nun wie ein anderes Werk auf seinen Inhalt geprüft, aus diesem die dahintersteckende Persönlichkeit erraten und in ihrer Entwicklung aus ihrer Zeit und Umgebung hergeleitet. Ein anderes Verfahren kennt die heutige Bibelwissenschaft nicht.

Ein anderes hat im Grunde genommen auch Kurtz nicht angewandt, höchstens die Formeln der neuzeitlichen Seelenlehre hier eingesetzt. Daß nämlich die Gemeinschaft mit ihrem ganzen Denken, Fühlen und Leben auf den Einzelnen einwirkt, daß er als Einzelner auf sie zurückwirkt und so aus Wirkung und Gegenwirkung immer neue Gebilde entstehen, daß auch der Meister und Vorgänger den Schüler und Nachgeborenen beeinflußt, daß die Enge des Gefühlslebens der Weite des Bewußtseins sehr lange vorausgeht und dies nur ein kleiner meist unverstandener Ausschnitt des Innenlebens ist, daran hat man schon lange vor dem Entstehen dieser Schrift nicht gezweifelt. Es läßt sicht durch angebliche Erforschung des Gemütslebens meist restlos der zum Bewußtsein kommende Gedankengang, hier selbst der Offenbarungsglauben, erklären. Wer ist aber imstande, das Gefühlsleben jener Vorzeit mit Sicherheit zu durchdringen? Ueberhaupt ist man bei solchen Forschungen bald in Gefahr, die Lücken der betreffenden Entwicklungskette mit erborgten Gliedern zu füllen. Nichts ist leichter als das.

Da Verf. außerdem sich mit dem die Propheten betreffenden Schrifttum vertraut gemacht hat, so geht er nicht voraussetzungslos an sein Werk, sondern er wird von den Theologen beeinflußt. So kann auch nicht von einem unwillkürlichen Zusammentreffen seiner Auffassungen mit den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft, und deshalb von einer unbeabsichtigten Bestätigung derselben die Rede sein.

Der Urbegriff des Verhältnisses Israels zu Gott war der des Bundes und der darauf begründeten Forderung, alles Leben und Streben einheitlich danach zu regeln. Aber Israel nahm später in Palästina Leben und Sitten der höherstehenden Landesbewohner an. Mit dem Hinneigen nach deren Lebensgenüssen verlor die gehorsamheischende Gottheit ihre Kraft, mit fremden Sitten zogen fremde Götter ein, das Einheitsgefühl hörte auf, das Einzelstreben nach Genüssen brachte die rücksichtsloseste Ausnutzung des Mitmenschen. Bessere Kreise erkannten die Gefahr völliger Verweltlichung, und die Nathan und Elia strebten danach, Gott wieder zum Regler aller Lebensbestrebungen zu machen. Wer Gott suchte, entsagte, wie Elia, dem damaligen Leben und fand durch Entsagung, losgelöst von den abziehenden Lebensgenüssen, das einheitliche Streben in Gott wieder. Sollten aber die Besserungsbestrebungen einen Erfolg haben, so mußte alles versittlicht werden. So findet Amos in den Stürmen seiner Zeit den Gott der Sittlichkeit, der rücksichtlos auch sein Volk verwerfen kann, Hosea die Liebe im Wesen Gottes durch die Sonderverhältnisse seiner Ehe, Jeremia, angesichts des nahen Untergangs ganz besonders Herr seines Bewußtseins und seines Einzelmenschentums, kann seine Befriedigung nur darin finden, daß er alle Menschen zu allen und zu Gott selbst in Beziehung bringt und somit den Gott der Völker verkündet.

Mit Bewußtsein ausgesprochen werden solche Wahrheiten nicht, trotzdem sie, wie bei Elia der Sittengedanke, schon vorhanden sind und den ganzen Menschen beeinflussen. Die Gesichte sind innere Erlebnisse infolge des Bewußtseins vom Prophetenberuf und dem durch die Zeitverhältnisse notwendigen Worte Gottes; daher das Gesicht, das

aber keine Mehrung der Erkenntnis in sich birgt, sondern nur eine Stärkung der schon vorher im Propheten vorhandenen Absichten bewirkt. Dem Propheten erscheint die durch den Druck der Tatsachen auf ihn gübte Wirkung als Offenbarung, als Werk Gottes. Verf. aber glaubt den Beweis zu führen, daß man nicht nötig hat, das höchste Geheimnis in die vor uns offenliegende Entwicklung des Prophetenwirkens hineinzuziehen, das vor dieser Art der Betrachtung alles restlos sich von selbst ergibt. —

Sind die in vorliegender Schrift dargelegten Ergebnisse auch nicht neu, so ist doch die Art der Herleitung ganz besonders lehrreich. Die geschichtlichen Tatsachen werden in Formeln gebracht und diese Formeln stellen die Entwicklungskette her. Es ist das eine neue Art hegelianischer Schreibweise, wodurch die Darlegung an Klarheit nicht gerade gewinnt. Dagegen fehlt die Aneinanderreihung der Einzeltatsachen, welche uns dies Innenleben der Propheten soll miterleben lassen. Wir müssen das Meiste dem Verf. auf Treu und Ehre glauben, wo die Schriftstellen uns hätten den besten Nachweis bieten können.

Daß ein Forscher, der doch nur der Aufeinanderfolge der Tatsachen nachgeht, nicht nötig hat, zum Schluß einen irgend geheimnisvollen Erklärungsgrund anzunehmen, weiß jeder im Voraus, der Glauben und Wissen trennt. Gott ist Sache des Gefühls, des Glaubens und Erlebens, wogegen der Forscher ja nur aus der Reihenfolge der Erscheinungen Ergebnisse zieht und sie nur so finden kann. Also konnte der Schüler Wundts gewiß auf keine Lücke stoßen, die ihn zum Hereinziehen der Offenbarung gezwungen hätte.

Wenn er anführt, daß unter damaligen Umständen die Propheten die Auflösung des Reichs noch beschleunigt hätten, so spricht er eine Tatsache aus, die sich immer zeigt, wo das Recht des Einzelmenschen als Forderung sich gegen die mit andern Mitteln arbeitende Staatsweisheit erhebt. Er hat als Schattenseite des begeistert prophetischen Wirkens den Mangel an einzelnen und durchgreifenden Abhilfsvorschlägen hervorgehoben. Das muß bei der Einseitigkeit, mit der man heute die Propheten im Gegensatz zum Gesetze hervorhebt, besonders betont werden. Neben der hohen prophetischen Stimmung, die als Anregung unschätzbar gewirkt hat, ist das nüchterne Gesetz unentbehrlich. Es ist keine niedrigere Stufe, sondern zum mindesten dem Prophetentum gleichberechtigt. Verfasser hat in herkömmlicher Weise das Deuteronomion als Ergebnis eines Vergleichs zwischen Priestern und Propheten dargestellt, wobei die Ersteren auf die nichtprophetischen Mittel der Vergeltungslehre, auf den Erdenlohn zurückgreifen. Wer sagt denn aber, daß eine solche Vergeltungslehre unprophetisch ist? Die Steuernagelschen Arbeiten auf dem Gebiete des Deuteronomion sollten derartige Ansichten nicht mehr wiederkehren lassen.

Die Arbeit des Verfassers ist eine verdienstvolle, insofern sie gerade in die letzten Fragen Klarheit zu bringen sucht und dem freisinnigen Forscher keine Reste gemütlicher Anschauungen läßt, die sein Bedürfnis im Offenbarungsglauben finden kann. Es ist gut, daß der Nichttheologe mit seinem ruhigen Blick solche Gegenstände behandelt, wenn es ihm auch schwer werden dürfte, eine einheitliche Quellenanschauung festzuhalten. Die Bibel wird durch solche Arbeiten Eigentum der allgemeinen Wissenschaft, sie dient dann nicht nur dem Glauben, sondern der allgemeinen Tatsachenforschung. Insofern begrüßen wir das Buch als eine willkommene Erscheinung. Aber an Stelle der Formel trete die Tatsache, die Quelle selbst, da sonst der Forscher in Gefahr gerät, zuviel zu folgern, und der Leser, zu wenig zu verstehen.

Habakuk—Nahum—Joel.

Ein Vergleich.

Von Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Preußisch Stargard.

Die drei „kleinen Propheten“ Joel, Nahum und Habakuk scheinen den Vergleich mit einander geradezu herauszufordern. Bezüglich des allgemeinen in ihnen herrschenden Geistes, wie auch, was die Einzelheiten der Wendungen und des Sprachgebrauchs anbelangt, stehen sie in geheimen Bunde mit einander.

Wir werden später sehen, daß sie die Beziehungen zu gewissen Teilen der Bibel in merkwürdiger Weise mit einander gemeinsam haben. Daraus wird sich die Frage ergeben, in wieweit man das Recht hat, in jedem einzelnen dieser Bücher die Einheit zu vermissen und eine Mehrheit von Verfassern oder Bearbeitern bei ihnen zu vermuten.

Bei Nahum ist jederzeit die Lebendigkeit bewundert worden, mit welcher er den Ansturm gegen Ninive schildert, ebenso die Furchtbarkeit des chaldäischen Heereszuges am Anfang des Buches Habakuk (1_{5-12}); wohl kann mit diesen beiden Stücken als drittes der Joelsche Heuschreckenzug ($2_{2}b_{-10}$) verglichen werden.

*

I.

1. Die Schnelligkeit der Angreifer tritt entsetzlich hervor,

bei Habakuk:

1_{8} Schneller als Pardel die Rosse,
Gieriger als Erebs Wölfe,
Reisige, immer mehr,
Reisige kommen von Fern noch nach,
Fliegend, gleich Adlern,
Auf die Beute schießend . . .
9b Vorwärts strebet ihr Antlitz . . .
10a Dann wie der Wind verwüstend, er schwindet.

Bei Joel:

2_{4} Den Rossen gleichen sie an Gestalt,
Wie Reisige, so eilen sie
$_{5}$ Wie donnernde Wagen
Ueber Bergeshöhen sie hüpfen hinweg . . .
$_{7}$ Sie eilen wie Krieger,
Sie nahen der Stadt,
$_{9}$ Sie steigen über die Mauer hinein,
In die Häuser sie dringen,
Durch die Fenster hindurch wie ein Dieb.

Bei Nahum:

2 5 Durch die Straßen rauschen die Wagen,
Sie stürmen durch die Gassen hin . . .
6 b Eilen die Mauern hinan . . .
Die Tore der Wasser sind offen.

2. Das Ungewöhnliche, Undenkbare, jedes Herkommens Spottende dieser Angriffe betonen auch alle drei.

Bei Habakuk:

1 5 O blickt auf die Völker,
Schaut hin und erstarrt!
Denn in Euren Tagen wird etwas geschehn,
Ihr würdet, erzählt, es nicht, glauben.

Bei Joel:

1 2 Hört an, ihr Greise,
Vernehmt's, ihr Landesbewohner:
War solches wohl in Euren Tagen,
Ja, war's in Eurer Väter Tagen?
Erzählet den Kindern noch davon,
Und Eure Kinder ihren Kindern,
Und diese dem spätsten Geschlecht!

In Nahum braucht ein Einzelzug dafür nicht gesucht zu werden; ist doch seine gesamte Rede von Staunen darüber durchzogen, daß auch Ninive fallen mußte.

3. Die Wirkung der Ereignisse auf die davon Betroffenen wird auch sonst stark betont.

Nah.: Alle fliehn.
Steht! Steht! Doch wendet sich keiner . . .
Das Herz verzagt, es wanken die Knie,
Ein Beben in allen Lenden
Und jedes Antlitz ist erblaßt.

Jo.: Es zittern die Völker vor ihm
Und jedes Antlitz ist erblaßt.

Uebrigens ist Jo. und 1 eine einzige erschütternde Darstellung der Wirkung auf Menschen, Tiere und Land.

(Fortsetzung folgt)

Litteraturbericht.

Recensionen.

M. Grunwald. Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden 1811. VI., 357 S. Hamburg, Janssen.

Aus Einzelarbeiten über Spinoza und seine Beziehungen zu andern ist Grunwald zu seiner Preisarbeit „Spinoza in Deutschland" gelangt. Seine „Portugiesengräber auf deutscher Erde" ist zu einer Geschichte der Portugiesen in den Dreigemeinden geworden. Von den Portugiesen ist er nun zu den „Hochdeutschen" in Hamburg gekommen und bietet hier deren Geschichte, Familiengeschichte, Gemeindegeschichte mit stetem Blick auf die Kulturgeschichte. Und auch dieses Buch geht auf früher erschienene Einzelarbeiten zurück.

Das nenne ich gradlinig arbeiten. Wer sich daran gewöhnt hat, für den gibt es trotz der verschiedenartigsten Bestrebungen keinen Schritt vom Wege, denn alles geht auf ein einheitliches Ziel und rundet sich vom einzelnen zu immer größerem Ganzen.

Die Hamburger deutsche Gemeinde hat in einer deutschen Stadt weit später als die Portugiesen Duldung gefunden. Die Deutschen standen zuerst unter dem Schutze der Portugiesen. Aber die einheimische Pflanzung gedieh besser, als die auswärtige. Lange Zeit erhalten sich in der freien Reichsstadt bei aller Duldung die Spuren alter Unduldsamkeit. Das geistige Leben der Hamburger Gemeinde zeigte sich trotzdem zu allen Zeiten rege. Denke man an die portugiesischen Kämpfe zwischen Texeira und Sasportas, besonders aber an den großen Streit zwischen Jacob Emden und Jonathan Eibenschütz. Im 19. Jahrhundert ist es wieder der Tempelstreit, der in Hamburg tobt und von da aus Israel in zwei Lager teilt. Und Bermays und Samson Raphael Hirsch gehören ebenfalls der Hamburger Gemeinde an.

Außerdem gewinnt die Geschichte der deutschen Juden Hamburgs Bedeutung durch den Welthandel, an welchem jüdische Häuser teilnehmen.

Die Hamburger und Altonaer deutschen Juden scheinen vielfach aus dem Detmold'schen zu stammen. Die Memoiren des Glückel von Hameln eröffnen den Blick auf ein stilles und fleißiges Hausleben, das nicht ganz arm an Bildungsbestrebungen ist. Das Leben war behaglich und friedlich und genügte den bescheidenen Ansprüchen jener Zeit. Allerdings wurden 1649 die Juden aus Hamburg ausgewiesen und ihnen erst 1657 nach dem winterlichen Schwedenschrecken der Wohnsitz dort wieder gestattet. Jeder zahlte ein besonderes zu vereinbarendes Schutzgeld und blieb zur Vorsicht Altonaer Bürger. Synagogen duldete die Geistlichkeit nicht, nur Betstuben. (Die älteste Ansiedelung wird schon auf 1610 festzusetzen sein.) Wühlereien gegen die Juden ruhen aber nicht. Die 1670 beschlossene Austreibung kommt nicht zur Ausführung. Der Anschluß Wandsbecks 1671 an Altona und das Recht letzterer Gemeinde, fremde Juden in ihrem Verband aufzunehmen (1688) bedeuten Fortschritte; doch bleiben kleinliche Quälereien, sei es bezüglich des Handels oder des religiösen Lebens, nicht aus; vielfach wittert man die verbotenen Synagogen. Im Jahre 1730 muß der Senat durch öffentliche Anschläge vor Aufläufen gegen die Juden warnen, nachdem solche bereits stattgefunden hatten. Vom 24—27. August hatten dieselben getobt. Man rät den Juden, sich wenig sehen zu lassen; die Maßregeln des Senats nützen ihnen nicht. Trotzdem hält die Gemeinde für ihre Rettung einen Dankgottesdienst und zur Selbstprüfung und Besserung ein Fasten ab. Gegen das Verbot der Laubhütten und des Schofar legen die Portugiesen erfolgreichen Einspruch ein.

Wir haben hier nur einige Punkte und zwar nur eines Teils der Ereignisse hervorgehoben, wobei wir auf die Schilderungen des Gemeindelebens oder auf den lehrreichen Abschnitt „Steuerhaft der Gemeinde" garnicht eingehen können. Vielfach dienen dem Verfasser kleine Züge dazu, das Ganze zu kennzeichnen. Die großen und bekannten Ereignisse, wie der Jonathan Eibenschützstreit treten uns in solchen kleinen Zügen näher, so daß wir sie recht miterleben und begreifen.

Kulturhistorisch wichtig ist die Zusammenstellung der auf oder von Juden geprägten Münzen, wo wir auf manche bekannte Person näher hingewiesen werden. In den Illustrationen finden wir Spottbilder auf die jüdischen Händler, auf weitere Bilder und Karrikaturen von Juden weist ein besonderer Abschnitt hin. Der Literaturgeschichte dient ein genaues Verzeichnis von Drucken aus den Dreigemeinden, wie auswärtigen Drucken von Hamburgern.

Hat der gebildete Leser also ein ansprechendes Bild der Geschichte bis 1811 vor sich, so folgen nun für den selbständigen Forscher gelegentlich der Friedhöfe die aus Steuerlisten und Totenbüchern gezogenen Familiennamen, sowie Proben von Grabschriften.

Wir können diese Arbeit, die sich auch durch prächtige Ausstattung auszeichnet, als fesselnd geschrieben und gründlich durchgearbeitet lebhaft empfehlen. Als Geschichte einer Großgemeinde von der Bedeutung Hamburgs wäre das Buch auch in jeder anderen Gestalt wichtig, in dieser Bearbeitung wird es sich um so mehr wohl bald einer weiten Verbreitung erfreuen.

Prof. Krüger & Köhler. Bibliographie der theologischen Literatur für das Jahr 1903. I. Lieferung. 80 S. 1 Mk. Schwetschke & Sohn, Berlin.

Im Anschluß an den in voriger Nummer besprochenen theologischen Jahresbericht erscheint eine bibliograghische Uebersicht, durch welche die Benutzung des Jahresberichts erleichtert wird. Die Reihenfolge der Bücher entspricht der der Besprechungen im Jahresbericht. Der Verlag mußte den

Preis wegen der geringen Zahl der Abnehmer erhöhen. Das schöne Unternehmen droht einzugehen, wenn die Abnahme nicht wächst.

Mitteilungen.

The american journal of semitic languages and literatures. Volume 20. Number 4. July 1904. Ed.: König. Die Zeichen der Kritiker des Altertums.

Justus Oelshausen wollte im Pasek (im senkrechten Strich zwischen den Worten des mass. Textes) ein Zeichen dafür sehen, daß Bemerkungen vom Rande in den Text geraten seien. v. Ortenburg und Prätorius schlossen sich dem an und James Kennedy und Hubert Grimme haben diese Annahme weitgehend ausgebildet.

König erinnert nun daran, daß z. B. das Metheg auch ein senkrechter Strich, aber zum Schutz der Nebensilben sei, also der Aussprache diene. Beim Samaritaner begleitet ein senkrechter Strich die beiden Schlußpunkte der Sätze. Auch in anderen semitischen Sprachen dient der Strich der Trennung, פסק selbst, der Name jenes streitigen Striches, deutet auf Trennung hin. Die altjüdischen Grammatiker geben die verschiedenen Gründe für eine solche Trennung an. Wenn sich nun der Strich nicht immer in der von ihnen angegebenen Weise erklären läßt, so liegt das darin, daß er, wie König meint, nicht immer folgerichtig gesetzt worden ist. Er weist nun den obigen Forschern gegenüber an der Genesis nach, daß lediglich phonetische und hermeneutische Gesichtspunkte zur Erklärung des Pasek ausreichen und man anderer Deutungen nicht bedarf. Außerdem prüft er die Gründe derselben und findet, daß nichts Veranlassung bietet, sich ihnen anzuschließen. Im großen und ganzen bleibt es also bei der alten Erklärung des Metheg als eines Trennungszeichens, das das Verschwimmen gleicher End- und Anfangssilben ineinander verhindern, dem zu schnellen Zusammenlesen zu trennender Wörter entgegentreten soll u. a. m.

Wiederum eine bedeutende Leistung und ein Beweis, um wieviel sicherer die emsige Erforschung des Einzelnen ist, als das Aufstellen von Vermutungen, die solcher Grundlagen entbehren.

Predigtumrisse.

Traurede. Abschnitt נח: Arche, Bild der Häuslichkeit, wo Ruhe und Sicherheit in den Wogen des Lebens, dessen Spiegelbild Flut; Ansteigen und Fallen derselben — Wechsel der Verhältnisse. Aussenden der Vögel — dauernde Hoffnung. Taube mit dem Oelblatt, Anzeichen nahender Besiegung der Lebenshindernisse. Später Arche oben ragend auf dem Ararat, sichtbar — also schönstes Ergebnis der Ehe, Erhebung und Sicherung der Seinen, Ehre und Achtung. Doch nicht vergesse man Noa's Dankopfer — Religion, Stütze und Sicherung des Glückes.

Leichenrede. Nach Stürmen Regenbogen auf dem Hintergrunde dunkler Wolken, von Sonne bestrahlt — also das Ende des Lebens, das im Strahle des Gottesglaubens Hoffnung und Friede bringt. Regenbogen beginnt auf der Erde, steigt zum Himmel, senkt sich auf anderer Seite zur Erde nieder; das Leben diene der Erde, es schwinge sich durch edles Wirken zu Gott empor, lasse aber seine heilsamen Einflüsse auf der Erde im Gedächtnis der Menschen zurück.

Briefkasten.

—o. Weshalb ich die Gnosis von Schmitt (Eugen Diederichs Verlag, Leipzig) trotz aller Mängel ein anregendes Werk nenne? Weil es ein solches ist und weil man eine unbedeutende Schrift überhaupt nicht eingehend bespricht. Für das Litteraturblatt können nur die Beziehungen zum Judentum und zur Wissenschaft des Judentums hervorgekehrt werden. Da galt es entschieden Stellung zu nehmen. Gegen alles Jüdische ist Schmitt voreingenommen. So preist er das Hereinziehen der Weisheit in Sirach 24, ohne zu bedenken oder zu wissen, daß Sprüche 8, 9 ganz Aehnliches enthält. Das Nachbiblische scheint seinem Herzen schon näher zu stehen. Aber es müssen gewisse Abschnitte des Buches als besser hervorgehoben werden. So ist Brudesanes, Clemens von Alexandrien, z. T. Manichäismus gut und klar behandelt. Merkwürdiger Weise gelingen dem Verfasser die Stoffe am besten, die keine reine Gnosis enthalten; das zeigt besonders Bardesanes. Er gehört dieser Erdenwelt an, weil er, was von jeher anerkannt worden, Schöpfung und Menschenfreiheit (letztere im Kampfe und Siege über die Einflüsse der Außenwelt) anerkennt. Hier ist die Weltflucht überwunden, und der Inhalt wird durch die Rücksichtnahme auf die Einzelheiten der Welt und des Daseins reicher. Je Bestimmteres die Vorlagen bieten, desto weniger kann Schmitt in den erregten Seherton verfallen. Also nochmals — die Schmitt'sche Gnosis hat große Mängel, aber auch ihre Vorzüge. Mag Verfasser dazu bald gelangen, sie in dem in voriger Nummer erwähnten Sinne umzuarbeiten. Nur erwarte man von uns kein unbedingtes Aburteilen, kein grundloses Verhimmeln!

Dr. K., Bdp. Die Besprechung über Landau's Krochmal ist in jener Nummer zu ende; die Fortsetzung brachte eine andere Anzeige, durch den Rahmen der Rundschau mit jener verbunden. Das zweite Heft ist noch nicht erschienen, daher konnte nichts weiter besprochen werden.

M. S. in B. Als anregend zur Behandlung der biblischen Geschichte kann ich Ihnen „die Erziehungskunst der Bibel, zwei Vorträge von Prof. Dr. Adolf Schwarz“, Wien, Alexander Hirsch, angelegentlichst empfehlen. Die andere Schrift heißt: „Die Babelbibelfrage und die wissenschaftliche Methode. Zugleich Kritik von Delitzschs dritter Babelbibelschrift von Prof. Ed. König.“ Runge, Gr.-Lichterfelde-Berlin. Preis 70 Pf.

Dr. J. G. Sie haben recht. In Ihrem Artikel „Das Achtzehnergebet“ etc. S. 71, Sp. 2, Zeile 32, muß es statt „dem Geiste nicht identisch“ heißen: „dem Geiste nach identisch“. Was den Artikel anbelangt (nicht den Druckfehler) rufe ich: vivat sequens! Aber bald.

Eingegangen:

Antiquariatskatalog No. 80 von M. & H. Schaper, Hannover Jüdische Geschichte und Literatur, Orientalia.

Homiletische Literatur IX (der Bibliotheca hebraica und Judaica), zugleich Katalog von M. W. Kaufmann, Leipzig. (Predigten, Vorträge, Agenden, Bibelexegese, Midraschim.)

J. Kauffmann, Frankfurt a. M., Lagerkatalog No. 51, Predigten und Vorträge.

J. Kauffmann, Frankfurt a. M., Verzeichnis No. 52, Antiquarische Predigten.

Katalog 12. M. Poppelauer. Predigten und Vorträge.

Verantwortlicher Redakteur: Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal in Preußisch Stargard.
Druck von Arthur Scholem, Berlin.

daß wir an nichtbritische Untertanen ein besonders wertvolles Stück Land geben sollten, eines der wenigen, aus denen der englische Steuerzahler voraussichtlich die für die Ugandabahn verausgabten Summen mit der Zeit würde herausziehen können; oder daß wir, wie im Kikujuland, ein Gebiet zur Verfügung stellen sollten, das bereits in ziemlich bedeutender Ausdehnung von betriebsamen Eingeborenen bewohnt war, das fortzugeben wir also gar keine Veranlassung hatten. Die letzte Auswahl der englischen Regierung, das Gwas' Ngischu-Plateau, gibt — vorausgesetzt, daß Ihre diesbezüglichen Berichte korrekt sind und daß die von mir bezeichneten Aenderungen vorgenommen werden — zu keiner berechtigten Kritik Anlaß. Es ist genau abgeteilt von dem Gebiet, das den Nandi- und Kawirondostämmen gehört, überläßt den britischen Ansiedlern vollständig die noch unbebauten Teile des Nandi-Plateaus und die Gegend um die Ravine-Station und kommt fast garnicht in Berührung mit irgendwelchem von ackerbautreibenden Negervölkern besiedelten Land. Trotzdem ist das angebotene Land sehr begehrenswert, es gehört zu den schönsten Teilen des Ostafrika-Schutzgebiets. Es ist fruchtbar, durch durchströmende Flüsse bewässert, und besitzt wundervolle Gebirgsketten, deren einzelne Berge 10000 Fuß, und an mehreren Stellen selbst 14000 Fuß hoch sind. Die in diesem Landstrich bereits von Kawirondostämmen bewohnten Dörfer und Ansiedlungen werden selbstverständlich ihren legitimen Eigentümern nicht genommen, aber die von mir vorgeschlagenen Veränderungen würden das unbewohnte Terrain weiter ausdehnen und die schon von dichter Bevölkerung besetzten Stätten ausscheiden. Es bleibt für dieses Gebiet noch die Einzelheit zu bemerken, daß ein Teil davon gegenwärtig von einer prächtigen Fauna wilder Tiere belebt ist. Es wäre bedauerlich, wenn diese ausgerottet werden sollten, und ich bin sicher, daß die etwaigen jüdischen Ansiedler sich gern dazu verstehen würden, einige natürliche Parks in ihrem Gebiet bestehen zu lassen, in denen unter ihrer Aufsicht die großen Tiere weiter gehalten werden könnten, als interessante wissenschaftliche Objekte für sie selbst und für andere. Alles was Sie mir über die geplante Einrichtung der Ansiedlung gesagt haben, macht weitere Bedenken meinerseits gegenstandslos; ich hätte aber gern noch die weitere Sicherheit, daß 1. die Ansiedlung ohne Zustimmung dieses Reichs vom britischen Reich abgetrennt werden dürfte; 2. wenn nach einem Zeitraum von, sagen wir, 25 Jahren der Plan sich als nicht durchführbar erweist, oder wenn irgendwelche politischen Vorkommnisse die Kolonisierungsbestrebungen der Juden nach einer anderen Richtung lenken, daß dann das jetzt angebotene Land wieder zur Verfügung der englischen Regierung gestellt wird. Wenn das für Ihre Zwecke vorgesehene Land Ihrem Komitee zur Verfügung gestellt wird, so bekommen Sie eines der schönsten Stücke Land, das irgendwo im britischen Reich gefunden werden kann. Da ich sehe, welchen Wert die britische Regierung auf das Gedeihen des jüdischen Volkes legt, glaube ich auch, daß unter geeigneten Vorbehalten das Hergeben des Landes nichts anderes ist, als eine gute Spekulation von unserer Seite — aber wenn Ihr Volk im Lauf der Zeit doch keinen Geschmack an der Landwirtschaft finden oder sonst keinen vernünftigen Gebrauch von der ihnen jetzt gebotenen Gelegenheit machen sollte, fände ich es nicht richtig, daß das betreffende Gebiet von irgend einer anderen europäischen, asiatischen oder Neger-Niederlassung auf unbestimmte Zeit übernommen werden sollte. Die britische Regierung müßte das Recht behalten, jederzeit Eisenbahnen zu Staatszwecken durch das Ansiedlungsgebiet zu bauen. Soweit ich Ihre Pläne verstehe und billige, soll das Land ausschließlich eine jüdische Kolonie sein, ganz einfach eine der Provinzen des englischen Ostafrika-Gebiets, die zwar von einem jüdischen Unter-Gouverneur verwaltet, aber unter der allgemeinen politischen Verwaltung des zukünftigen Generalgouverneurs für Ostafrika stehenen würde; sie bliebe ein integrierender Teil des britischen Reichs, obwohl den darin ansässigen Juden ein hervorragender Grad von Autonomie zugestanden würde.

Sie ersuchen um meine Ansicht in bezug auf die allgemeine Zukunft des jüdischen Volks. Ich halte immer noch an dem Palästina-Ideal fest, bin aber der Meinung, daß wir uns politisch, strategisch und in unsrem Herzen auf einen eventuellen jüdischen Staat im südlichen Syrien und Palästina vorbereiten sollten, auf einen Staat, der sich möglicherweise über die Halbinsel Sinai und östlich bis zum Euphrat erstrecken würde. Die Juden sollten nach meiner Meinung in Arabien ihr Zivilisationswerk wieder aufnehmen, das seinerzeit durch die Bekehrung des Landes zum Islam unterbrochen worden war. Als eine Station auf jenem Wege ist das Ostafrika-Projekt innerhalb der jetzt vereinbarten Grenzen als einwandfreies Mittel zur Kräftigung und zum Zusammenschluß mehr oder weniger vernachlässigter Juden zu einer körperlich starken und selbstbewußten Nation wohl zu empfehlen. In der Voraussetzung, daß die beanstandeten Einzelheiten des Plans geändert werden, wünsche ich ihm in vollstem Maß Erfolg. Jedenfalls kann ich die Tatsache bestätigen, daß Ihnen in Ostafrika ein gesundes Stück Land angeboten worden, das vom landwirtschaftlichen Standpunkt alle guten Eigenschaften besitzt und auf das gegenwärtig keinerseits zu berücksichtigende Ansprüche vorhanden sind. Ihr sehr ergebener H. H. Johnston."

Literarisches.

Rabbiner Dr. Heppners jüdisch-literarischer Abreißkalender 1905. Verlag von Israel Tuch in Koschmin.

Der Kalender für 1905 — 5665/66 — ist erschienen. Er hat alle Vorzüge seiner Vorgänger, nur in noch reicherem Maß. Jeder Tageszettel enthält eine geschichtliche Erinnerung und eine Belehrung, einen Weisheits- oder Erbauungsspruch. Selbstverständlich ist bei den Sabbatt- und Festtagen alles verzeichnet, was für Synagoge und Haus zu wissen nötig ist.

Die Politik.

(Reichskanzler Graf Bülow über den Zionismus.) Der Wiener Schriftsteller Sigismund Münz erzählt in der „Neuen Freien Presse" von einer Unterhaltung, die er mit dem Reichskanzler Grafen Bülow gehabt:

„Die Rede kommt auf den jüngst dahingeschiedenen Dr. Herzl und im Zusammenhang damit auf die zionistische Bewegung, die namentlich unter den Juden des Ostens platzgegriffen. Der Reichskanzler erinnert sich, den nun Verstorbenen zweimal gesehen zu haben, einmal im kaiserlichen Zeltlager in der Nähe von Jerusalem, das zweite Mal in Berlin. Beide Mal hatte Dr. Herzl dem Grafen Bülow seine Aufwartung gemacht, um ihn erst als den Staatssekretär des Aeußern und dann als den Reichskanzler für die Förderung des zionistischen Gedankens zu gewinnen. Graf Bülow war jedoch keineswegs in der Lage, Dr. Herzl in dessen Propaganda zu bestärken und ihm irgendwelche verheißungsvolle Förderung seines Projekts in Aussicht zu stellen. Bei Anerkennung der hervorragenden schriftstellerischen Begabung des Verstorbenen, dessen gefällige und eindrucksvolle äußere Erscheinung dem Kanzler in lebhafter Erinnerung ge-

blieben, vermochte dieser jedoch nicht, dem Zionismus viel Geschmack abzugewinnen. Graf Bülow hat offenen Sinn für den Druck, unter dem die in Massen zusammengepferchten Juden des Ostens leben, ja er sucht sogar in einem Gespräch den Ursachen nachzuforschen, die es bewirkt haben, daß sich gerade im Osten solch ein in trostlosen Verhältnissen befindliches jüdisches Proletariat herausgebildet; aber es will ihm keineswegs einleuchten, daß eine Massenansiedlung der Juden in Palästina diesen Zustand zu sanieren vermöchte. Wie leicht könnten so die armen Juden, deren Not Graf Bülow während eines mehrjährigen Wirkens als deutscher Gesandter in Bukarest aus nächster Nähe teilnahmsvoll nachzugeben Gelegenheit hatte, aus der Skylla in die Charybdis geraten. „Ich habe nicht leicht", bemerkte der Reichskanzler, der im Herbst 1898 im Gefolge des Kaisers Wilhelm die Jerusalemfahrt mitmachte, „ein so unfruchtbares Land gesehen, wie Palästina". Schon dies spricht gegen die zionistische Utopie. Dazu — woraus ich dem Dr. Herzl gegenüber kein Hehl machte, und worauf er auch nicht viel einzuwenden wußte — die Erwägung, daß der Zionismus höchstens das jüdische Proletariat, keineswegs aber die Wohlhabenden und Gebildeten unter den Juden Europas zur Auswanderung nach Palästina zu bewegen vermöchte. Schnorrer aber eignen sich nicht zur Staatengründung, und nicht einmal zur Kolonisierung. Die deutschen Juden zumal wären durch ihre ganze Geschichte und durch ihr von nicht gewöhnlicher Begabung und Zähigkeit getragenes Eingreifen in das deutsche Wirtschafts-, Geistes- und Kunstleben zu sehr mit Deutschland verknüpft, als daß sie das Bedürfnis empfinden könnten, sich in ein aussichts- und uferloses Palästinaexperiment hineinzustürzen. Gewiß, er könne und wolle sich nicht der Anschauung verschließen, daß der Not der östlichen Juden gesteuert werden sollte — und zunächst von jüdischer Seite —, aber noch immer sei er der Meinung, daß ihnen trotz der bisherigen Mißerfolge durch Kolonisierung in Argentinien eher Heil erwachsen könne, als durch den mehr von sentimentaler Romantik und keineswegs von praktischen Erwägungen geleiteten Ausblick nach den Gestaden des Toten Meeres."

Graf Bülow hat Dinge, die ihm berufsmäßig viel näher liegen, noch weniger verstanden, als den Zionismus.

* * *

(Russische Anleihe.) Gegenüber der Meldung des Londoner „Morning Leader" vom 3. Oktober, nach der die Firma Rothschild eine neue russische, durch das Tabaksmonopol gesicherte Anleihe übernommen haben soll, und zwar unter der Bedingung, daß die Behandlung der Juden in Rußland eine bessere werde, ist die russische Telegraphen-Agentur von autoritativer Seite ermächtigt, folgendes zu erklären: „Die kritische Lage, in der sich die Finanzen Japans befinden, veranlaßt europäische Freunde derselben, Gerüchte von einer ähnlichen Geldnot Rußlands zu verbreiten. Nur auf ein solches Manöver ist die Meldung des „Morning Leader" zurückzuführen. Abgesehen davon, daß ein Tabaksmonopol in Rußland nicht besteht und die Einführung eines solchen gegenwärtig schwierig wäre, zeugt die Verbreitung einer solchen Nachricht mehr von Feindschaft gegen Rußland als von der Kenntnis der festgegründeten russischen Finanzen, deren Lage auch in der Zukunft nicht gefährlich werden kann. Der Umstand, daß die angebliche finanzielle Unternehmung von Bedingungen politischen Charakters, nämlich hinsichtlich einer Aenderung der russischen Politik in der Judenfrage abhänge, beweist klar die ausschließlich politische Absicht bei der Verbreitung jenes Gerüchts, das von Kreisen ausgeht, denen der friedliche Kurs der jetzigen inneren Politik Rußlands nicht erwünscht ist, weil er ihren Interessen widerspricht."

Das Märchen von dem Abschluß einer russischen Anleihe durch die Rothschilds unter der Bedingung einer würdigeren Behandlung der Juden in Rußland kehrt seit vierzehn Jahren regelmäßig wieder und ist immer nur ein Märchen. Im Jahr 1890 war zwischen dem damaligen russischen Finanzminister Wischnegradzki und den Rothschilds eine Anleihe verabredet worden. Wischnegradzki hatte in der erwähnten politischen Richtung Zusicherungen gemacht, Rothschild hatte Geld zugesichert. Der kluge Wischnegradzki hatte übersehen, daß in den Stipulationen ein Termin für die Hergabe des Geldes nicht bestimmt war. Seine Zusicherungen hielt er natürlich nicht. Das hinderte ihn nicht, äußerst entrüstet zu sein, als die Rothschildschen Gelder ausblieben, als Rothschild sich die Terminbestimmung für die Zahlung vorbehielt. „Rothschild hat sein Wort nicht gehalten, sein geschriebenes Wort!" klagte er einem Bekannten, dem wir diese Mitteilung verdanken. — „Sollten Exzellenz nicht auch mit einer Zusage im Rückstand geblieben sein?" lautete die Gegenrede. — „Aber sein geschriebenes Wort hat er nicht gehalten!" wiederholte der Minister. — „Darüber dürfte Jedermann sich beklagen, nur Exzellenz dürfen sich nicht beschweren, daß Rothschild Ihr gesprochenes Wort so hoch eingeschätzt hat wie sein geschriebenes." — Wischnegradzki schwieg.

* * *

(Die neue Justizkomödie in Kischinew.) Für Dienstag voriger Woche war in Kischinew Verhandlung wegen Ermordung des Moses Kigil, eines jungverheirateten Gemischtwarenhändlers, 30 Jahre alt, Vater eines wenige Monate alten Kindes, anberaumt. Drei Exzedenten, die Angeklagten Schpott, Severin und Semeritzky, die beiden letzteren noch junge Burschen, hatten den Unglücklichen überfallen und mit Knütteln totgeschlagen. Semeritzky ist mittlerweile selbst in einem Brunnen ertrunken. Da einer der Hauptzeugen ausgeblieben, wurde die Verhandlung vertagt.

Am 5. Oktober wurde ein eklatanter Fall verhandelt, der für die Beteiligung der sogenannten intelligenten Kreise an den Bluttaten, und für die Konnivenz der Behörden jenen Kreisen gegenüber bezeichnend ist. Peter Kawerin, ein 18jähriger Realschüler aus wohlhabender Kischinewer Familie, hatte am vorjährigen Ostermontag, 5 Uhr nachmittags, in der Gostimajagasse, den dort wohnenden geachteten Getreidehändler Kalmann Woljowitsch im Verein mit einer Gruppe mit Eisenstangen bewaffneter Banditen überfallen. Kawerin half selbst Woljowitsch martern, durchsuchte ihn, während er nahe dem Tode war, die Kleider und entwendete ihm eine Brieftasche mit 2800 Rubel, das gesamte Vermögen des Familie. Woljowitsch konnte noch später ins Spital überführt werden, wo er aber bald darauf infolge der furchtbaren Verletzungen starb. Seine erwachsenen Kinder, die ebenfalls blutig geschlagen wurden, kamen mit dem Leben davon. Sämtliche bezeichneten Kawerin nebst zwei Genossen als Täter, was auch voriges Jahr von dem Polizeipristaw Solowlin bestätigt wurde. Nachträglich bestellte sich Kawerin Freunde als Entlastungszeugen, die vor europäischen Gerichtshöfen wohl wegen dringenden Verdachts des Meineids verhaftet worden wären, in Kischinew aber den Richtern genügten, um die Aussagen des Verstorbenen auf dem Totenbett, sowie die genauen Schilderungen seiner sechs Kinder zu entkräften, so daß alle drei Mörder freigesprochen wurden. Der Staatsanwalt selbst hatte die Schuld der Angeklagten am vergossenen Blut in flammender Rede hervorgehoben. Verteidigt wurden sie u. a. durch Pronin, der, wie voriges Jahr gerichtlich festgestellt wurde, einer der Hauptanstifter der Exzesse war.

Dieser Freispruch notorischer Mordgesellen macht auf alle menschlich denkenden Kreise der russischen Bürgerschaft einen deprimierenden, das Ansehen der russischen Justiz erschütternden Eindruck.

* * *

(Ausgrabungen.) Die deutsche Orientgesellschaft hat die Absicht, die zahlreichen Synagogen-Ruinen in Galiläa, die aus römischer Zeit stammen, erforschen lassen. Der Stil dieser Synagogen ist im allgemeinen der römische jener Zeit, doch fehlen nicht gewisse provinzielle spezifisch jüdische Eigentümlichkeiten; sehr beachtenswert ist die häufige Verwendung bildlichen Schmucks an diesen Bauten. Schon die kurze Rekognoszierungsreise durch das Land hat eine Anzahl von Einzelfunden ergeben, die in dem Bericht zum Teil abgebildet sind. Gegenwärtig veröffentlicht die Gesellschaft einen Bericht über ihre Ausgrabungen in Abusir in Egypten, die wieder wichtige Resultate ergaben. Es ist gelungen, den Plan des Totentempels und der Pyramide des Ne-woser-re vollständig aufzudecken. Es zeigt sich, daß der Torbau während des hohen Wasserstandes, der das ganze Niltal in einen großen See verwandelt, am Rande dieses Sees auf einer Art Quai stand, dessen Plattform man vom Wasser aus auf der vorderen Rampe erreichte. Bei der Beisetzung des Königs, sowie bei den zahlreichen im Lauf jedes Jahres wiederkehrenden Totenfesten fuhren die Leidtragenden in Barken bis zum Portalbau, dort wurden die Opfergaben und Geräte, die sie zum Totenkult mitbrachten, von den Schiffen auf Schlitten geladen und den Aufweg, auf dessen Pflaster man noch heute die Schlittenspuren sehen kann, hinaufgezogen. Diese Szenen lassen sich ganz genau rekonstruieren, denn es sind in genügender Anzahl Abbildungen des Transports des Sarges und der Opfergaben auf Barken und auf Schlitten vorhanden. Zum erstenmal ist es bei diesen Ausgrabungen gelungen, wenigstens die halbe Seitenlänge der Grundfläche einer Pyramide in natura direkt zu messen, nach den alten Marken, die der Baumeister vor dem Bau, an Ort und Stelle, aufgezeichnet hatte. Die Mittellinie der Ostseite und die Nordostecke ist eingeritzt vorgefunden worden, sodaß ihre Distanz durch wiederholte Messungen mit verschiedenen Instrumenten auf 39383 Meter festgestellt werden konnte; die ganze Pyramidenseite war also 78766 Meter lang. „Da nun", so heißt es in einer Art von wissenschaftlichem Waschzettel, „mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, daß die Hauptmaße solcher Bauten sich durch egyptische Ellenmaße in runden Zahlen ausdrücken lassen, so dürfte dieses Maß wohl 150 Ellen entsprechen. Das ergibt für die egyptische Elle 0,5251 Meter. Damit wäre also das alte egyptische Maß bis auf die vierte Dezimalstelle genau bestimmt". — Daß 150 eine „runde Zahl" wäre, ist neu. Bei den Egyptern galt es nicht dafür. Eher war 60 bei ihnen eine „runde Zahl".

Wochen-Chronik.

Wochen-	Oktober 1904	Cheschwan 5665	Kalender.	
Freitag . . .	14	5		Sabb. Anf. 5,5.
Sabbat . . .	15	6	נח	Sabb. Ausg. 5,55.
Sonntag . . .	16	7		
Montag . . .	17	8		
Dienstag . . .	18	9		
Mittwoch . . .	19	10		
Donnerstag . .	20	11		
Freitag . . .	21	12		Sabb. Anf. 4,51.
Sabbat . . .	22	13	לך לך	Sabb. Ausg. 5,41.

Berlin, 9. Oktober. (Repräsentantensitzung.) Die Repräsentantensitzung begann heute mit der Annahmeerklärung einer Stiftung von 30000 M. (die landesherrliche Erlaubnis vorbehalten). Die Stiftung ist von den Kindern der Frau Henriette Gerschel geb. Hagelberg auf deren Namen gemacht, soll Waisen oder Kindern armer Eltern Unterhalt gewähren und der bereits bestehenden, mit 80000 M. ausgestatteten Hagelberg-Stiftung angefügt werden. — Die Aufnahme von Zensiten in die Wählerliste wird ohne Widerspruch gutgeheißen. — Vor einigen Jahren waren von Gemeindewegen jüdische Religions-Unterrichtskurse eingerichtet worden, an denen die von der Stadt angestellten Lehrerinnen teilnehmen sollten. Die Einrichtung war vergeblich, die Lehrerinnen blieben aus, denn — sie hatten keine oder zu wenig Zeit. Anstatt nun die gewissenlosen Personen gehörigen Orts anzuzeigen und sie zur Pflichterfüllung zu vermahnen, anstatt sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie ohne Befähigung zur Erteilung des Religionsunterrichts für den Lehrerberuf überhaupt desqualifiziert seien, haben Schul- und Gemeindevorstand sich zu dem Vorschlag geeinigt: für die im Seminar befindlichen Mädchen einen dreijährigen Kursus einzurichten. Der Vorschlag wird angenommen, die Kosten werden bewilligt. Die bereits angestellten Lehrerinnen dürfen weiter religionslos herumlaufen. — Ein dringlicher Antrag verlangt die Einführung von Religionsunterricht an einer höheren Töchterschule in Charlottenburg, von deren 66 jüdischen Schülerinnen nur 3 Religionsunterricht haben. Der Antrag, dem der Vorstand bedingungsweise zustimmt, wird angenommen. Den Unterricht soll Herr Dr. Galliner erteilen. — Die Zahl der Chormitglieder in der Kaiserstraßen-Synagoge wird herabgesetzt. — In das Kuratorium der Nanny, Julius und Rosalie Böhm-Stiftung wird Herr Siegfried Jakob in Charlottenburg gewählt. — In die gemischte Deputation zur Beratung der Frage der Aufnahme des Hebräischen in den Lehrplan der Volksschule und der Abhaltung von Gottesdienst in den Religionsschulen werden die Herren Aron Hirsch und Prof. Blaschke delegiert. In die gemischte Deputation wegen Beaufsichtigung eines rituellen Restaurants kommen die Herren Louis Sachs, Isidor Sachs, Bodenstein, Cohn und Adolf Meyer. — In den Ausschuß III wird Herr Friedländer, in die Kommission für die baulichen Angelegenheiten Herr Aron Hirsch entsandt. — Für den Neubau des Verwaltungsgebäudes in der Rosenstraße werden 38000 M. Mehrkosten bewilligt. Kleinere Bewilligungen für die Einrichtung von Gasglühlichtbeleuchtung in der Turnhalle der Knabenschule, für das Inventar der Mädchenschule, für Ausführung von Klempnerarbeiten in der Lützowstraßen-Synagoge, zur Ausführung von Reparaturen im Krankenhaus, zum Bau einer Turnhalle für das II. Waisenhaus in Pankow, für gottesdienstliche Veranstaltungen in der Friedhofssynagoge in Weißensee, werden ausgesprochen. — Der Rest der Tagesordnung wird in die geheime Sitzung verwiesen. Herr Prof. Geiger will es, und dabei bleibt es, obwohl der Vorsitzende Herr Geheimrat Blumenthal der Meinung ist, daß wenigstens zwei Punkte der Tagesordnung öffentliche Verhandlung verlangen.

Berlin, 9. Oktober. (Verfrühte Reklame.) Der Verband der deutschen Juden, dessen Leiter von jeder Kenntnis und von jedem Verständnis des Judentums völlig frei ist, wird von den Orthodoxen aus diesem Grunde mit begreiflichen Mißtrauen angesehen. Darüber ist das publizistische Mädchen für alles Unjüdische, die Karpelessche Zeitung, tief betrübt. Herr Karpeles findet es sehr unrecht, daß orthodoxe Männer die Führung in jüdischen Angelegenheiten nicht Männern übertragen wollen, die so geartet sind, wie eben der Leiter des

Verbands der deutschen Juden. Er hat auch schon Verdienste dieses Verbandes herausgefunden. Er erzählt „von den Bemühungen in der Schächtangelegenheit, die der Verband der deutschen Juden ja zuerst in Angriff genommen hat.“ — Das ist eine Unwahrheit, und Herr Karpeles weiß, daß es eine Unwahrheit ist. In der Schächtfrage hat der Rabbinerverband schon vor Jahr und Tag sich eifrig bemüht. Der Verband der deutschen Juden kann das unmöglich getan haben. Von ihm wäre es auch Heuchelei. Herr Professor Philippson, der sich geweigert hat, die Redaktion des Meyerschen Conservationslexikons auf die tendenziöse ungünstige Darstellung des Schächtverfahrens aufmerksam zu machen, weil er „von autoritativer Seite“ erfahren habe, daß die Vorwürfe gegen das Schächten doch nicht ganz unbegründet seien, kann unmöglich als Leiter des Verbands der deutschen Juden sich für die Schächtfreiheit mit Ueberzeugung einsetzen.

Berlin, 13. Oktober. (Toynbee-Halle.) Gestern Abend ist in der Kaiserstraße 10 die Jüdische Toynbee-Halle der Berliner Bnei Briß-Loge eröffnet worden. Die Einrichtung ist sehr dankenswert. Wieder einmal haben Private die Pflicht der Gemeinde getan. Die Ausstattung ist von angemessener Einfachheit, in allen Teilen durch freiwillige Gaben geliefert. Um $8^1/_2$ Uhr sollte die Eröffnung stattfinden. Gegen 9 Uhr erschien Herr Karpeles, der über Zwecke und Ziele der Toynbeehalle zu sprechen übernommen hatte. Da er seinen Vortrag kannte, mußte er sich zunächst durch eine Tasse Thee stärken. Die Hörer hatten das gleiche Stärkungsbedürfnis erst später. Das eigentliche Publikum war ziemlich spärlich erschienen, wohl infolge unzureichender Bekanntmachung. Es wurde übrigens durch den Vortrag angeheimelt, denn des Vortragenden Idiom nähert sich dem östlichen ganz außerordentlich; und nicht bloß das Idiom.

Berlin, 12. Oktober. (Frauenverein Hanna.) Die Frauenvereinigung Hanna, eine in Eintracht und Liebe zusammenwirkende, von den idealen Bestrebungen des Wohltuns beseelte Vereinigung jüdischer Frauen und Mädchen, veranstaltete im großen Festsaal der Brunnensäle anläßlich des Simchat Thorafestes und zugleich zur Eröffnung des Wintersemesters eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung unter Mitwirkung namhafter Künstlerinnen und Künstler. Den Vorträgen schloß sich ein mit den freundlichsten Arrangements —Damenspenden, Blumenregen usw. — verbundenes Tanzkränzchen an. In der Kaffeepause wies der Gründer des Vereins, Herr Bernstein, in schwungvoller Rede auf die sprichwörtlich gewordene Einigkeit der Mitglieder untereiaander hin und auf die musterhafte aufopfernde Tätigkeit der Vorstandsmitglieder. Von den zahlreich erschienenen Gästen meldeten sich sofort eine Anzahl Damen als Mitglieder. Anmeldungen nimmt die Vorsitzende Frau Ida Bernstein, Weinbergsweg 11a, entgegen. Jahresbeitrag 3 Mark.

Berlin, 12. Oktober. (Chanuka-Bescherung.) Das Komitee für Chanuka-Bescherung (Vorsitzende: Frau Julie Neumann, Potsdamerstraße 121e) bittet für seine Zwecke um freundliche Beiträge. Im vergangenen Jahr sind 1279 Kinder mit Stiefeln, Kleidungsstücken, Wäsche und Lehrmitteln versehen worden.

Ahlem bei Hannover, 9. Oktober. (Israelitische Erziehungsanstalt.) In Anwesenheit des Vorstandes und einiger auswärtiger Gäste hat heute in der Israelitischen Erziehungsanstalt die Eröffnung einer Ausstellung von Erzeugnissen der Anstalt stattgefunden. Nach einem einleitenden Lied, das von Zöglingen der Anstalt unter Leitung eines Lehrers gesungen wurde, begrüßte der Vorsitzende des Vorstands, Herr Konsul A. M. Simon, die Anwesenden; besonders dankte er den aus der Ferne herbeigeeilten Damen und Herren für das Interesse, das sie durch ihre Anwesenheit den Bestrebungen der Anstalt gegenüber kundgetan. Im Namen der Berliner Gäste führte Herr J. Freymark aus, daß gerade Ahlem gezeigt habe, von welcher eminenten Bedeutung die einschlägigen Bestrebungen für die heranwachsende jüdische Jugend seien. Ahlem könne und solle als Vorbild für die Gründung anderer Anstalten dienen; er wünsche, daß das Interesse aller Glaubensgenossen an der Anstalt und ihren Zwecken immer mehr zunehmen möge, zum Wohl der Anstalt selbst und der gesamten Judenheit. Das in der Ausstellung dem Beschauer Dargebotene zeigte die Mannigfaltigkeit der dortigen Arbeiten. Sowohl die Produkte des Gartenbaus als auch die der Handwerksbetriebe — Schuhmacherei, Bäckerei, Imkerei — und besonders auch die von Schülern und Lehrlingen im Handfertigkeitsunterricht angefertigten Buchbinder- und Holzarbeiten aller Art, erfreuten sich allgemeiner Anerkennung und fanden ungeteilten Beifall. An die Besichtigung der Ausstellung schloß sich ein Rundgang durch die Plantagenanlagen, wobei es von besonderem Interesse für die Gäste war, die Zöglinge der Anstalt bei der Arbeit zu sehen. Die Gäste, die dann noch einen Besuch im Mädchenhaus abstatteten, erfreuten sich auch dort an den ausgestellten Handarbeiten und den verschiedenen Garten- und Küchenprodukten.

Memel, 9. Oktober. (Dr. Carlebachs Abschied.) Unser Rabbiner, Herr Dr. Carlebach, der zur Leitung des Lehrerseminars und des damit verbundenen Rabbinats der Religionsgesellschaft Adaß Jeschurun in Köln berufen worden, hat gestern unsere Stadt und Gemeinde verlassen. Vergeblich hatte der Vorstand Anstrengungen gemacht, die für alle Teile ehrenvoll sind, Herrn Dr. Carlebach hier festzuhalten, wo er verehrungsvolle Liebe sich gewonnen hat. Um das Vereinswesen unsrer Gemeinde hat sich Dr. Carlebach ganz besondere Verdienste erworben, indem er sie mit lebendiger Tätigkeit erfüllte. Vorstandschaft und Mitglieder des Hilfsvereins für Arme, der Chewra Gemilut Chassodim und des Literaturvereins stifteten ihrem Führer ein schönes Ehrengeschenk, das bei der Abschiedsfeier im Literaturverein überreicht wurde. Der Gottesdienst am vorigen Samstag war besonders feierlich und durch die Abschiedsworte des Rabbiners ergreifend. An das Wort der Haftara anknüpfend „Morgen ist Neumond; du wirst vermißt werden, denn dein Platz ist unbesetzt“ gedachte Dr. Carlebach rühmend des Wohltätigkeitssinns und des regen Talmudstudiums, die er in Memel gefunden. Er gab dem Wunsch Ausdruck, daß dieser Geist in der Gemeinde dauernd walten möge. Bei der heutigen Abreise des Rabbiners und seiner Familie gaben Hunderte, Greise und Kinder, den Scheidenden glückwünschend Geleit. Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß Vorstand und Repräsentanz der Gemeinde, das Kuratorium des Krankenhauses und der Religionsschule und der Jünglingsverein Tiferet Bachurim Herrn Dr. Carlebach Adressen und Ehrengaben widmeten.

Köln, 10. Oktober. (Eröffnung der Akademie für praktische Medizin.) Heute hat die Eröffnung der hiesigen Akademie für praktische Medizin stattgefunden. Bei der Feier war der Kaiser durch den Prinzen Friedrich Heinrich vertreten. Zu den von dem Oberbürgermeisteramt geladenen Gästen bei dem Festmahl und der Theater-Festvorstellung gehörte auch unser Rabbiner Herr Dr. Frank.

Odessa, 10. Oktober. (Spende der Alliance Israélite.) In Anbetracht des großen Elends, das die Aushebung der Reserve unter der hiesigen jüdischen Bevölkerung hervorgerufen

hat, hat das Zentral-Komitee der Alliance Israélite Universelle unserm Hilfsausschuß eine neue Gabe von 20000 Frs. bewilligt.

Tunis, 5. Oktober. (Eine Familie von Lebensrettern.) Die Brüder Schalom und Joseph Lazrag haben dieser Tage vier Personen gerettet, die beim Baden in der stürmischen See zu La Goulette beinahe ertrunken wären. Der ältere der beiden Brüder, Schalom Lazrag, hat bereits 32 Personen vor dem Ertrinken gerettet, der erst siebzehnjährige Joseph Lazrag schon siebenmal dem Meer Opfer entrissen. Auch die Schwester dieser jungen Leute hat vor einigen Tagen eine Frau vom Ertrinken gerettet. Die Familie Lazrag gehört der hiesigen jüdischen Gemeinde an und ist in ganz Tunis bekannt und beliebt.

Honkong, 20. August. (Gouverneur und Vorsteher.) Die hiesige Gemeinde Ohel Lea hat den Gouverneur von Hongkong Sir Matthew Nathan einstimmig zu ihrem Ehren-Vorsteher ernannt.

Personalnachrichten und kleine Mitteilungen. In der Nacht zum Mittwoch ist Herr Gustav Löwenberg, fast 80 Jahre alt, gestorben. Er gehörte der Berliner Repräsentanten-Versammlung seit Jahrzehnten an und war bis zum vorigen Jahr ihr Vorsitzender. Er vertrat das konservative Element in dieser Versammlung. Die Beerdigung findet am Sonntag, den 16. Oktober, vormittags 11 Uhr, in Weißensee statt. — Herr Kommerzienrat Isidor Löwe in Berlin ist zum Geheimen Kommerzienrat ernannt worden.

Vakanzen. Unterdeufstetten (Württemberg). Sem. geb. Lehrer, K., Sch., 800 M. Geh., fr. W. 450 M. Nebeneink. Meld. an Herrn Levi. — Beuthen, O.-S. Sem. geb. Lehrer, K. und Gem.-Sekr., 2400 M. Geh. Meld. an Vorst. — Neidenburg, Ostpr. Sem. geb. L., K., Sch., 1200 M. Geh., 800—1000 M. Nebeneink. Meld. an Herrn Bukowzer.

Feuilleton.

Ein Frauenleben.

Biographischer Roman von **C. Berg.**

(Fortsetzung.)

Einen Moment zögerte Burchard, dann machte er resolut kehrt und trat festen Schrittes auf Meyer und Genossen zu, die ihm mit großer Spannung entgegenblickten. „Na, für meineswegen, Herr Meyer", sprach er mit einer gewissen Feierlichkeit, während er seine Hacke schulterte und beinahe freundlich auf die aufmerksam lauschenden Juden herabsah, „weil's das eine Menschenpflicht ist, und ein Toter ist wie der andere, und da woll'n wir's halt a mal machen für das, wie Sie gesagt haben."

„Das ist doch ein Wort!" rief Meyerchen erfreut. „Nun eilt Euch aber, daß Ihr zurecht kommt!"

„Wir werden fix sein, wie die Windhunde", nickte Burchard und zog mit seiner Armee im Sturmschritt davon.

„Ein sehr ordentlicher Goi", sagte Meyerchen zu seinen Gefährten, die ihm lebhaft beistimmten. Der Jüngste von den Männern, der Schneider Hirschel, ein armer, aber an Kindern reicher Mann sprach: „Die Gemeinde hätt' vielleicht das Geld sparen können. Wenn einer hätt' sich getraut zu gehen zu der meschuggenen Stahl, die hätt' newadde das Ganze gegeben. Denn warum? Ihr liegt am meisten daran."

„Und dir liegt nicht dran?" schnauzte ihn Meyerchen an, „und mir nicht und nicht jenen auch? Ist der gute Ort allein für Posteln da?"

„Sie kann es doch geben", verteidigte sich der Schneider, „sie hat doch Geld genug!"

„Was geht das dich an?" erhitzte sich Meyerchen, „und wenn sie lange Geld hat, was kümmert's uns?" Und sanfter werdend schloß er: Nebbich! Was willst du von der armen Frau?" . . .

Posthuma saß in einer Sofaecke, trübe, den Kopf auf eine Hand gestützt; die Fenster waren durch dunkle Vorhänge verhüllt, um der jungen Sonne den Eintritt zu wehren. Da stürzte Philippine herein: „Sonntag kann die Madame wieder hinaus nach den Gräbern".

„Ich glaub's nicht", seufzte Posthuma. „In drei Tagen sollte sich das Wasser verlaufen?" Und kopfschüttelnd fuhr sie fort: „Woher willst du das wissen?"

„Na, die graben dorte auf Teufel hole los, daß sie den Damm ausbessern und die Planken höher bringen; sonst könnten sie sich den Schaden am Kirchhof besehn."

„Der Friedhof ist in Gefahr?" schrie Posthuma auf und erblaßte.

„Ja, das kann sich doch eins vorstellen", fuhr Philippine fort, „und es wird die jüdischen Leute heute einen schönen Groschen Geld kosten, was sie für die Erdarbeiten werden zu zahlen haben. Und dabei buddeln die Parchewitzer schon stramm mit; die tun's für'n Gotteslohn, weil sie's der ehrwürdige Herr von Groschowitz geheißen hat." Philippine sprach das Letztere mit einer Art Andacht, denn der Groschowitzer stand in ihrer Verehrung im Range gleich dem Papst von Rom.

Posthuma schien zum Aerger ihrer Haushälterin kein Dankeswort für das Verdienst Pfarrer Krauses zu haben; erst nach geraumer Zeit fragte sie nachdenklich: „Warum sind die Leute meiner Gemeinde nicht zu mir gekommen? Ich würde ihnen sofort das Geld gegeben haben".

„Seit zehn Jahren wohnt die Madame nun hier und kümmert sich um keinen Menschen", antwortete Philippine spitz. „Wundert sie sich da, daß keiner an sie denkt?"

Sie verließ vorsichtig schleunigst das Zimmer, aber der Herrin fiel es garnicht ein, sie wegen ihrer impertinenten Worte zurechtzuweisen. Posthuma ging anderes durch den Kopf. Eine Stunde später beobachtete Philippine, wie sie am Schreibtisch saß und an ihrer Geldschatulle hantierte.

Als die Dämmerung hereinbrach, ging zum höchsten Staunen der sich vor Neugierde fast selbst auffessenden Köchin Posthuma selbst mit zwei Geldbriefen zur Post. Philippine lief mit rotem Kopf in die Mühle, um ihrem Zorn gegen Madames unerhörte Handlungsweise freien Lauf zu lassen. „Kein Bettler hat in zehn Jahren einen Groschen von ihr gesehen", rief sie erbost, „und heute schmeißt sie mir nichts dir nichts das Geld aus dem Fenster."

„Woher wissen Sie denn das?" fragte die Krausen begütigend. „Schließlich ist es doch ihr Geld, und die Frau braucht keinen Vormund."

„Hab ich's nicht verdient um sie, daß sie mit mir eine Sache bespricht?" zeterte Philippine. „Das will ich tun und so und so! Aber kein Wort, alles heimlich, nicht mit einer Silbe hat sie mich gefragt. Und ich hab's doch gesehen, wie sie das Geld herausgenommen — fünf große Scheine hab ich gezählt. Und einen abgerissenen Briefbogen hab ich im Papierkorb gefunden, da stand's drauf: „Zur Verteilung an die Erdarbeiter in Parchewitz". Daß sie so Geld an ihre Leute mal

schickt, darüber will ich nichts sagen, das gehört sich, das ist bei Jüdischen Brauch. Aber an die Parchewitzer — 's ist Sünde, Krausen. Die Mannesvölker dort kriegen ihren schönen Lohn."

„Nichts bekommen sie", antwortete die Krausen, „die tun's aus Christenpflicht. Und wenn Ihre Frau den braven Männern, die sich dort abmühen, etwas will zukommen lassen, da sollten sie nicht so aufbegehren und bosten! Almosen geben armet nicht."

„Brave Männer!" brummte Philippine. „Das Geld wird doch nur verlumpt."

Das alte Mädel war auf das stärkere Geschlecht nicht gut zu sprechen: Männer waren nach Philippinens Erfahrungen zumeist Säufer und Tagediebe. . . .

Die Nacht, die diesem Tag folgte, verbrachte Posthuma äußerst unruhig. Wirre Träume ängstigten sie: vor ihr breitete sich ein reißender Strom, den sie vergebens zu durchschreiten suchte; fern am Ufer harrten ihrer verhüllte Gestalten, von denen sie wußte, daß sie ihrem Gatten und ihrem Sohn angehörten. Aber so verzweifelt sie sich auch darum mühte, die Gesichter der Teuren zu erblicken, die geliebten Züge blieben ihr verschleiert, und sie vermochte die immer weiter, immer weiter entschwindende Küste nicht zu erreichen. Die Wasser schlugen brausend über ihr zusammen, und sie erwachte mit klopfendem Herzen, die Augen in Tränen gebadet . . . Es war Tag. Sie stand auf, zog die Vorhänge in die Höhe und öffnete die Fenster. Die Sonne flutete herein mit solcher Pracht, daß Posthuma von dem Lichtjubel geblendet zurückprallte. Fast bis zum Fenster herein streckte eine Linde ihre wie mit einem blaßgrünen Hauch überzogenen Aeste; auf dem Baum saßen Hunderte von Spatzenfamilien und zwitscherten ihre Freude an dem schönen Morgen und ihrem jungen Eheglück in die Welt hinaus.

Philippine kam, brachte das Frühstück und zeigte ein auffallend heiteres Gesicht. Es war nicht ihre Gepflogenheit, sich nach dem Befinden Posthumas zu erkundigen, heute tat sie es aber doch: Wie Madame geschlafen habe?"

„Sehr schlecht!"

„Ja wohl." Posthuma sah finster vor sich hin, aber Philippine hatte Lust, die Unterhaltung fortzusetzen. Und mit glänzenden Augen und einem Lächeln um den eingefallenen Mund sprach sie: „Ich habe einen so schönen, schönen Traum gehabt. In unsrem Garten stand ich, der war voller Licht, da blühten Blumen, wie Kinder so groß, und die hatten Farben, so schöne und helle habe ich noch niemals gesehn. Die Blätter und Rinden der Bäume waren alle von purem Gold. Und eine große, himmelblaue Glockenblume, die sang mit klarer Stimme ein Lied, und das Lied kenn ich: Herr Alfred hat es bei uns in Grünberg oft gesungen, und zwei Zeilen weiß ich auch noch daraus: „Ihr Blümlein alle, heraus, heraus! Der Mai ist gekommen, der Winter ist aus". Jetzt aber kommt das Allerschönste! An einer Stelle, wo lauter Licht und Sonne war, da lehnte an goldenen Stäben Herr Alfred, wie er leibte und lebte und lachte mich an, und ich höre ihn so gute Worte sagen, aber die weiß ich nicht mehr."

Philippine hörte erschrocken auf zu sprechen, denn Posthuma lag ohnmächtig auf dem Teppich vor ihrem Stuhl.

Sie hatte verlangt, in den Garten zu gehen, und Philippine durfte sie nicht begleiten, so rührend die Alte auch darum gebeten hatte. Aber Posthuma wehrte sie ab: in der frischen Luft werde sie sich schon erholen. Und ganz langsam, mit tastenden, kleinen Schritten, schlich sie durch die halb verwahrloste Einöde, die ein Heer von Vögeln in ihren Besitz genommen. Es tat ihr so gut, auf dem Rasen zu wandeln, durch das hohe Gras, in dem Gänseblümchen und Tausendschön ihre Knospenköpfchen schon erhoben und Farrenkräuter ihre zierlichen Federblätter breiteten. Die weiche Luft machte sie überaus müde; sie wandelte durch den ganzen Garten mit halbgeschlossenen Augen, endlich ließ sie sich ermattet auf einer Moosbank nieder. „Es ist doch seltsam, wie schläfrig ich bin", dachte Posthuma noch, dann überkam sie unter der lauwarmen Wirkung der Sonnenstrahlen, die durch die Zweige blitzten, ein wohltuender Schlummer.

Nebenan in dem großen fürstlichen Garten hatten zwei Kinder ihr hölzernes Spieltischchen an den Zaun geschoben; jetzt waren sie auf die Tischplatte geklettert und guckten gespannt in den Nachbargarten hinein.

„Ich seh' ihn", rief der Knabe triumphierend, „dort liegt er auf dem Mittelweg! Wart', ich werd' ihn holen!"

Das Mädchen, kleiner und jünger wie der Bruder, hielt ihn furchtsam an dem Sammetkittel zurück: „Nicht doch, Berti! Da ist wer".

„Wo?" Die großen blauen Augen flogen über das Buschgewirr.

„Siehst du nicht, eine alte Frau, dort auf der Bank?"

„Pah, die schläft ja."

„Wenn sie aber erwacht?" fragte die Kleine zaghaft.

„Nun, es ist doch nicht die Hexe aus dem Pfefferkuchenhaus; sie wird uns nicht auffessen."

„Nein, nein, Berti, bleib lieber hier!" Das klang schon etwas weinerlich.

(Fortsetzung folgt.)

Brief- und Fragekasten.

Frl. B. L. in B. Der Zweck der formlosen Zuschrift ist mir unverständlich. — Herrn E. B. in B. Betrag erhalten. Gruß.

☞ Die geehrten Abonnenten machen wir darauf aufmerksam, daß wir uns erlauben werden, den Abonnementsbetrag am 17. Oktober per Nachnahme zu erheben. Bei vorheriger Einsendung werden 10 Pfg. gespart, da die Postanweisung nur 10 Pfg., die Nachnahme aber 20 Pfg. beträgt.

Die Expedition der „Israelitischen Wochenschrift" Berlin C.19, Roß-Straße 3.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: M. A. Klausner, für den Inseratenteil: Arthur Scholem in Berlin.

Druck und Verlag von Arthur Scholem, Berlin C., Roßstraße 3.